Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

4,1.2

Erster Theil.

Augsburg, 1844.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

P. o. gall. 303 5/4,1.2

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

66

Der
ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

An Herrn C. P.

Genehmigen Sie die Widmung dieses Buches, mein lieber Camille; es ist ein Andenken aufrichtiger Freundschaft, und ein Zeugniß lebhafter Dankbarkeit. Nie werde ich vergessen, wie sehr Ihre vortrefflichen Arbeiten, die Frucht einer langen und zweckförderlichen Erfahrung, mir dazu gedient haben, (in meiner bescheidenen Sphäre eines Erzählers) hier und da, bildlich und handelnd, einige tröstende oder schreckliche Thatsachen aufzustellen, die sich mehr oder weniger auf die Frage von der Organisation der Arbeit beziehen, auf jene heiße Frage, welche bald alle andern beherrschen wird, weil sie, für die Massen, eine Lebens- oder Todesfrage ist.

Wenn ich daher in mehreren Episoden dieses Werkes die bewunderswürdig wohlthätige und praktische Wirkung zu zeigen versucht habe, welche ein Mann von edlem Herzen und erleuchtetem Geiste, auf die arbeitende Klasse hervorbringen könnte, so gebührt Ihnen der Dank!

Wenn ich dagegen anderswo die schrecklichen Folgen der Vergessenheit aller Gerechtigkeit, aller christlichen Liebe, aller Theilnahme für diejenigen

geschildert habe, die, seit langer Zeit allen Entbehrungen preisgegeben, allen Arten von Elend, alle Schmerzen schweigend leiden, das Arbeitsrecht nicht fordern, das heißt: einen gewissen, ihren harten Arbeiten und ihren bescheidenen Bedürfnissen angemessenen Lohn, so gebührt der Dank wieder Ihnen!

Ja, mein Freund; denn diese rührende und achtungsvolle Zuneigung, welche Sie den vielen Arbeitern geweiht haben, die Sie beschäftigen, und deren moralische und materielle Lage Sie täglich verbessern, ist eine von jenen seltenen und glorreichen Ausnahmen, die jene unverständige Selbstsucht noch bedauernswürdiger macht, welcher ein Volk von rechtschaffenen und fleißigen Arbeitern oft ungestraft aufgeopfert wird.

Leben Sie wohl, mein Freund! Ihnen dieses Buch widmen, Ihnen, dem so ausgezeichneten Künstler, Ihnen, einem der besten Herzen und der besten Geister, die ich kenne, will sagen, daß man in meinem Werke, in Ermangelung des Talentes, wenigstens heilsame Bestrebungen und edelmüthige Ueberzeugungen finden werde.

Ganz der Ihrige,

Paris, den 25. Juni 1844.

Eugène Sue.

Prolog.

Die beiden Welten.

Das Polarmeer umstarrt mit einem Gürtel von ewigem Eise die öden Küsten von Sibirien und Nord-Amerika!... Diese äußersten Grenzen zweier Welten, welche die enge Behringsstraße trennt.

Der Monat September neigt sich zu Ende.

Die Tag- und Nachtgleiche hat die Finsternisse und die Nordstürme wieder entfesselt; die Nacht wird bald einen jener so kurzen, so traurigen Tage verdrängen.... .

Der Himmel, von düsterem Tiefblau, ist schwach erhellt von einer Sonne ohne Wärme, deren matte, kaum den Horizont überragende Scheibe, vor dem blendenden Glanze des Schnee's erbleicht, der, so weit das Auge reicht, die unermeßlichen Steppen bedeckt...

Gegen Norden ist diese Wüste auf der einen Seite von zackigen, riesenhaften, schwarzen Felsen be-

grenzt; am Fuße ihrer titanischen Aufthürmung liegt das versteinerte Meer gefesselt, dessen regungslose Wogen aus großen Reihen von Eisbergen bestehen, deren bläuliche Zinnen fernhin in dichtem Schnee-Nebel verschwinden...

Gegen Osten, zwischen den beiden Spitzen des Vorgebirges Oulikine, Sibiriens morgenländische Grenze, gewahrt man eine dunkelgrüne Linie, wo langsam ungeheure weiße Eisschollen antreiben.

Dieß ist die Behringsstraße.

Endlich jenseits dieser Meerenge, und sie beherrschend, starren die Granitmassen des Vorgebirges Wallis empor, des äußersten Punktes von Nord-Amerika.

Diese trostlosen Breiten gehören nicht mehr der bewohnten Welt an; durch ihre schreckliche Kälte bersten die Steine, die Bäume spalten sich, der Boden zerreißt, und schleudert Garben von Eisflöckchen.

Kein menschliches Wesen scheint der Oede dieser Regionen der Frostnebel und Stürme, des Hungers und des Todes, trotzen zu können...

Dennoch... wundersam, gewahrt man die Spuren von Schritten auf dem Schnee, welcher auf diesen Wüsten lagert, den äußersten Grenzen zweier Continente, getrennt durch die Behringsstraße...

Auf der Seite des amerikanischen Bodens verkündet der kleine und leichte Abdruck der Schritte den Gang einer Frau...

Sie hat sich gegen die Felsen gewendet, von

wo man jenseits der Meerenge die Schneesteppen von Sibirien sieht.

Auf der Seite von Sibirien verkündet der größere und tiefere Abdruck den Gang eines Mannes.

Er hat sich gleichfalls gegen die Meerenge gewendet.

Man möchte sagen, daß dieser Mann und diese Frau, die so entgegengesetzt an die Endpunkte der Erdkugel gelangten, sich einander durch den engen Meerarm zu sehen gehofft hatten, der die beiden Welten trennt!

Etwas noch wundersameres: Dieser Mann und diese Frau haben diese öden Gefilde während eines fürchterlichen Sturmes durchschritten . . .

Einige hundertjährige schwarze Lärchenbäume, die noch vor kurzem hier und da in diesen Wüsten, wie Kreuze auf einem Friedhofe, hervorstachen, waren vom Sturme ausgerissen, zerschmettert, und weithin geschleudert.

Diesen wüthenden Orcane, der die großen Bäume entwurzelt, die Eisberge erschüttert, und Massen gegen Massen stößt, mit dem Krachen des Donners . . . diesem wüthenden Orkane haben diese beiden Reisenden die Stirne geboten.

Sie haben ihm die Stirne geboten, ohne einen Augenblick von der unwandelbaren Linie abzuweichen, die sie einhielten . . . man erkennt es an der Spur ihres gleichen, geraden und festen Ganges.

Wer sind diese beiden Wesen, die immer ruhig ihres Weges ziehen inmitten dieser Zuckungen und Umwälzungen der Natur?

Zufall, Wille oder Verhängniß, . . . unter der eisenbeschlagenen Sohle dieses Mannes bilden sieben hervorragende Nägel ein Kreuz:

Ueberall läßt er diese Spur seines Ganges zurück . . . Sieht man auf diesem harten und glatten Schnee diese tiefen Abdrücke, so möchte man sagen, sie seien von einem ehernen Fuße in einen Marmorboden geprägt.

Aber bald ist eine Nacht ohne Dämmerung dem Tage gefolgt. . .

Eine traurige Nacht. . .

Mit Hülfe des glänzenden Wiederstrahles des Schnees, sieht man die Steppe ihr unendliches Leichentuch unter einem schwerfälligen Dome von so düsterem Blau, daß es schwarz scheint, aufrollen; bleiche Sterne verlieren sich in den Tiefen dieser dunklen und eisigen Wölbung.

Das Schweigen ist feierlich.

Indem zeigt sich gegen die Behringsstraße ein schwacher Schein am Horizonte.

Zunächst eine liebliche Klarheit, bläulich, wie jene, die dem Aufgange des Mondes voranschimmert . . . . dann wird sie immer heller, strahlet und erscheint in Tinten von schwachem Rosa.

Auf allen andern Punkten des Himmels verdoppelt sich die Finsterniß; kaum noch ist die weiße Ausdehnung der Wüste, eben erst so sichtbar, von der schwarzen Kuppel des Firmamentes zu unterscheiden.

Inmitten dieser Dunkelheit hört man verworrenes, unheimliches Getöse.

Man möchte es für den rauschenden und schwerfälligen Flügelschlag großer Nachtvögel halten, die, aufgescheucht, über die Steppe hinstreifen, und sich darauf niederlassen.

Aber man hört keinen Schrei.

Dieser stumme Schrecken verkündet das Herannahen einer jener gewaltigen Erscheinungen, die alle belebten Wesen, von den wildesten bis zu den harmlosesten, mit Schauder erfaßt. . . Ein Nordlicht, ein so prachtvolles und häufiges Schauspiel in jenen Polargegenden, strahlet plötzlich. . .

Am Horizonte erblickt man eine Halbkugel von glänzender Helle. Aus der Mitte dieses blendenden Herdes sprühen ungeheure Lichtsäulen, die, zu unermeßlichen Höhen aufglühend, Himmel, Erde und Meer erleuchten. . . Funkelnde Wiederscheine, gleich jenen eines Brandes, gleiten über den Schnee der Wüste hin, säumen mit Purpur die bläulichen Kronen der Eisberge, und färben mit düsterem Roth die hohen schwarzen Felsen der beiden Continente.

Nach dieser prächtigen Ausstrahlung, erblich das Nordlicht nach und nach; seine glänzende Helle erlosch in einem Lichtnebel.

In diesem Augenblicke, durch die besondere, in diesen Breiten häufige Wirkung der Spiegelung, schien die amerikanische Küste, obgleich von Sibirien durch die Breite eines Meerarmes getrennt, plötzlich so nahe, daß man geglaubt hätte, eine Brücke von einer Welt in die andere schlagen zu können.

Sodann erschienen in mitten des durchsichtigen und azurnen Dunstes, der über zwei Welten hinfloß, zwei menschliche Gestalten.

Auf dem sibirischen Vorgebirge . . . streckte ein Mann auf den Knien die Arme gegen Amerika hin, mit einem Ausdrucke unermeßlicher Verzweiflung.

Auf dem amerikanischen Vorgebirge antwortete eine junge und schöne Frau der trostlosen Geberde dieses Mannes, indem sie ihm den Himmel wies.......

Einige Sekunden lang bildeten sich diese großen, bleichen, dunstigen Gestalten im Scheideschimmer des Nordlichtes ab.

Aber da der Nebel nach und nach immer dichter wurde, verschwand alles in der Finsterniß.

Woher kamen diese zwei Wesen, die sich am Polareise begegneten, am äußersten Ende der Welten?

Wer waren diese zwei Geschöpfe, einen Augenblick durch eine optische Täuschung einander genährt, die aber für die Ewigkeit getrennt schienen?"

Erster Theil.

Das Wirthshaus zum weißen Falken.

Erstes Kapitel.

Morok.

Der Monat October 1831 neigt sich zu Ende.

Obwohl es noch Tag ist, erleuchtet eine kupferne Lampe mit vier Schnäbeln die rissigen Mauern eines großen Speichers, dessen einziges Fenster dem Lichte verschlossen ist; eine Leiter, deren Sprossen den Rand einer offenen Fallthüre überragen, dient als Treppe.

Dort sind, ordnungslos auf den Fußboden hingeworfen, eiserne Ketten; Halseisen mit scharfen Spitzen; Gebisse mit Sägezähnen; von Nägeln starrende Maulkörbe; lange Stangen von Stahl mit hölzernen Griffen. In einer Ecke steht ein kleines, tragbares Kohlenbecken, ähnlich denjenigen, deren sich die Zinngießer bedienen, um das Zinn in Fluß zu bringen; die Kohle

ist über Hobelspänen aufgestapelt; ein Funke genügt, diesen brennbaren Stoff in einer Sekunde zu entzünden.

Unfern dieser traurigen Werkzeuge, die dem Dienst-Geräthe eines Henkers gleichen, sind einige Waffen, welche einem früheren Jahrhunderte angehören. Ein Waffenrock mit so gelenken, und zugleich so feinen und geschlossenen Ringen, daß er einem schmiegsamen Stahl-Gewebe gleicht, ist über einem Koffer gebreitet, neben eisernen Bein- und Armschienen, in gutem Zustande, mit ihren Riemen versehen; eine Menge von Waffen, zwei lange, dreischneidige Picken mit Schäften von Eschenholz, eben so stark als leicht, an denen man frische Blutspuren bemerkt, vervollständigen dieses durch zwei geladene und gespannte Tyrolerstutzen etwas verjüngte Rüstzeug.

In diesem Arsenal von mörderischen Waffen, barbarischen Werkzeugen, befremdet eine darunter gemischte Sammlung sehr verschiedener Gegenstände: kleine Glas-Kästen, Paternoster, Rosenkränze, Medaillen, Agnus Dei, Weihbrunnkessel, eingerahmte Heiligenbilder umschließend. Endlich eine gute Anzahl von jenen auf grobes, bläuliches Papier zu Freiburg gedruckten Traktätchen, worin man allerlei neuere Wunder erzählt, worin man einen eigenhändigen Brief von J. — C., an einen Gläubigen gerichtet, mittheilt, und worin auch für die Jahre 1831 und 1832 die schrecklichsten Weissagungen gegen das gottlose und revolutionäre Frankreich enthalten sind.

Eine von jenen Malereien auf Leinwand, womit die Gaukler den Eingang zu ihren wandernden Buden schmücken, hängt an einem der Querbalken der Dachung, vermuthlich um es vor dem Verderben zu bewahren, wenn sie zu lange aufgerollt bliebe.

Diese Malerei trägt folgende Inschrift:

Die wahrhaftige und denkwürdige Bekehrung des Ignaz Morok, genannt der Prophet, angekommen im Jahre 1828 zu Freiburg.

Dieses Bild von mehr als natürlicher Größe in seinen Verhältnissen, von bläulicher Farbe, von barbarischem Charakter, ist in drei Felder getheilt, welche drei wichtige Veränderungen aus dem Leben dieses Bekehrten, genannt der Prophet, mittheilen.

Auf dem ersten Felde sieht man einen Mann mit langem, blondem, fast weißem Barte, von wilder Miene, gekleidet in Rennthierfelle, wie die wilden Volksstämme des nördlichen Sibiriens; er trägt eine Mütze von schwarzem Fuchs, die in einen Rabenkopf ausläuft; seine Züge drücken Schrecken aus; auf seinem Schlitten gebückt, der, von sechs großen fahlen Hunden gezogen, über den Schnee gleitet, flieht er vor einer verfolgenden Schaar von Füchsen, Wölfen, ungeheuern Bären, die alle, mit klaffenden Rachen, worin furchtbare Zähne stecken, fähig zu seyn scheinen, den Mann, die Hunde und den Schlitten hundertmal zu verschlingen.

Unter diesem ersten Bilde liest man:

Im Jahre 1810 ist Morok Götzendiener; er flieht vor den wilden Thieren.

Auf dem zweiten Felde kniet Morok, angethan mit dem weißen Rocke eines Religionslehrlings, die Hände faltend, vor einem Manne, der einen langen schwarzen Rock und einen weißen Kragen trägt; in einem Winkel des Bildes hält ein großer Engel mit mürrischem Gesichte, mit der einen Hand eine Trompete, und mit der andern ein flammendes Schwert; folgende Worte mit rothen Zügen auf schwarzem Grunde, gehen aus seinem Munde hervor:

Morok, der Götzendiener, floh die wilden Thiere; die wilden Thiere werden vor dem zu Freiburg bekehrten und getauften Ignaz Morok fliehen.

Wirklich auf dem dritten Felde stolzirt der Neubekehrte trotzig, hoffärtig, triumphirend, in seinem langen blauen faltenreichen Rocke; den Kopf hochmüthig zurückgeworfen, die linke Hand auf der Hüfte, die rechte ausgestreckt, scheint er einen Haufen Tiger, Hyänen, Bären und Löwen in Schrecken zu setzen, die ihre Klauen einziehen, ihre Zähne verbergen, und demüthig und furchtsam zu seinen Füßen kriechen.

Unter diesem letzten Felde liest man als eine Art moralischen Schlußes:

Ignaz Morok ist bekehrt; die wilden Thiere kriechen zu seinen Füßen.

In der Nähe dieser Bilder befinden sich mehrere Ballen kleiner Bücher, auch in Freiburg gedruckt, worin erzählt wird, durch welches erstaunliche Wunder der Götzendiener Morok, sobald er einmal getauft war, plötzlich eine übernatürliche, fast göttliche Gewalt überkommen habe, der die wildesten Thiere sich nicht entziehen konnten, was auch die täglichen Uebungen bezeugten, welche der Thierbändiger vornehme, weniger zur Schaustellung seines Muthes und seiner Kühnheit, als zur Verherrlichung des Herrn.

. . . .

Aus der offenen Fallthüre im Speicher dünstet ruckweise ein wilder, beißender, heftiger, durchdringender Geruch empor.

Von Zeit zu Zeit hört man ein schallendes, sehr starkes Röcheln, einige tiefe Athemzüge, denen ein dumpfes Getöse folgt, wie von großen Leibern, die ihre Glieder auskramen, und schwerfällig auf einen Fußboden sich hindehnen.

Ein Mann ist allein in diesem Speicher.

Dieser Mann ist Morok, der Bändiger der wilden Thiere, mit dem Beinamen: der Prophet.

Er ist vierzig Jahre alt, von mittlerer Größe, dünnen Gliedern, äußerst mager; ein langer, blutrother, schwarzgefütterter Pelzrock verhüllt ihn völlig; sein von Natur weißer Teint ist erzfarben durch sein Reiseleben, von Kindheit auf; seine Haare, von jenem gelben und matten Blond, welches gewissen Stämmen der Polar-

Gegenden eigen ist, fallen gerade und steif auf seine Schultern; seine Nase ist klein, schneidend, gebogen; seine hervorspringenden Backenknochen umgiebt ein langer Bart von weißer statt blonder Farbe.

Was der Physiognomie dieses Mannes etwas Auffallendes verleiht, sind seine sehr offenen und sehr aufgespannten Augenlieder, die seinen fahlen, immer von einem weißen Ringe umkreiseten Augapfel sehen lassen . . . Dieser starre, außerordentliche Blick, übte eine wahrhafte Verblendung auf die Thiere, was den Propheten übrigens nicht hinderte, zur Bändigung derselben auch die schrecklichen Werkzeuge seines Arsenals anzuwenden.

An einem Tische sitzend, öffnet er eben den Doppelboden eines Kästchens voll Rosenkränze und anderer ähnlicher Spielereien zum Gebrauche der Andächtigen: in diesem Doppelboden, durch ein verborgenes Schloß verwahrt, liegen mehrere versiegelte Umschläge, die nur eine mit einem Buchstaben des Alphabetes in Verbindung gebrachte Nummer zur Ueberschrift haben. Der Prophet nimmt eines von diesen Packeten, steckt es in die Tasche seines Pelzrockes, versperrt dann den Doppelboden, und stellt das Kästchen wieder in ein Fach.

Dieß geschieht gegen vier Uhr Nachmittags, im Wirthshause zum weißen Falken, einem Gasthofe des kleinen Dorfes Mockern, in der Nähe von Leipzig gelegen, in der Richtung vom Norden gegen Frankreich.

Nach einigen Augenblicken macht ein rauhes, unterirdisches Gebrüll den Speicher erzittern.

„Judas! schweig!“ sagt der Prophet mit drohendem Tone den Kopf gegen die Fallthüre wendend.

Dann erhebt sich ein anderes dumpfes Grollen, aber gleichfalls furchtbar wie ferner Donner.

„Caïn! schweig!“ ruft Morok aufstehend.

Ein drittes Gebrüll von unaussprechlicher Wildheit erschallt plötzlich.

„Tod! willst Du schweigen!“ schreit der Prophet, gegen die Fallthüre springend, einem dritten unsichtbaren Thiere zu, das den traurigen Namen „Tod“ trägt. Ungeachtet der zur Gewohnheit gewordenen Macht seiner Stimme, ungeachtet seiner wiederholten Drohungen, kann der Thierbändiger dennoch kein Schweigen erzwingen; im Gegentheile verstärkt noch das Bellen einiger Doggen das Gebrüll der wilden Thiere.

Morok faßt eine Picke, nähert sich der Leiter, will hinabsteigen, als er Jemand aus der Fallthüre kommen sieht.

Dieser neue Ankömmling hat ein braunes, von der Sonne verbranntes Gesicht; er trägt einen grauen runden Hut mit breiter Krämpe, eine kurze Weste und eine weite lange Hose von grünem Tuche; seine ledernen, staubbedeckten Kamaschen zeigen, daß er so eben einen langen Weg gemacht; eine Jagdtasche hangt an einem Riemen auf seinem Rücken.

„Der Teufel hole die Thiere!“ — rief er aus, den Fußboden betretend; „man möchte meinen, sie hätten Dich seit drei Tagen vergessen . . . Judas hat seine

Tatze durch die Eisenstangen seines Käfigs gestreckt... und der Tod einen Sprung gemacht, wie eine Furie... sie erkennen mich also nicht mehr."

Dieß wurde deutsch gesprochen.

Morok antwortete in derselben Sprache, mit einer etwas fremdartigen Aussprache.

„Gute oder schlechte Nachrichten, Karl?" — fragte er unruhig.

„Gute Nachrichten..."

„Du hast sie getroffen?"

„Gestern, zwei Meilen von Wittemberg..."

„Gott sei gelobt!" — rief Morok aus, mit einem Ausdrucke vollkommener Zufriedenheit die Hände faltend.

„Das ist sehr einfach . . . von Rußland nach Frankreich ist dieß der schicklichste Weg; man durfte tausend gegen eines wetten, ihnen zwischen Wittemberg und Leipzig zu begegnen."

„Und das Signalement?"

„Sehr treu; die zwei Mädchen sind in Trauer; das Pferd ist weiß; der Alte hat einen langen Knebelbart, eine blaue Soldatenmütze, einen grauen Reiserock . . . und einen sibirischen Hund zur Seite."

„Und Du hast sie verlassen . . .?"

„Etwas eine Meile von hier . . . vor einer halben Stunde werden sie hier eintreffen."

„Und in diesem Wirthshause . . . da es das einzige im Dorfe ist, —" sagte Morok nachsinnend.

„Und da die Nacht anbricht . . . —" fügte Karl bei.

„Hast Du den Alten zum Sprechen gebracht?"

„Ihn . . . Ihr denkt nicht daran!"

„Wie?"

„Macht Euch nur selbst an ihn."

„Und aus welchem Grunde?"

„Unmöglich."

„Unmöglich? Warum?"

„Ihr werdet es erfahren. Ich folgte ihnen anfangs bis in die gestrige Nachtherberge, indem ich mich stellte, als ob ich sie zufällig treffe; ich sprach mit dem großen Alten deutsch, und sagte ihm, was Fußreisende einander zu sagen pflegen: Guten Morgen und glückliche Reise, Kamerad! Statt aller Antwort sah er mich von der Seite an, und wies mir mit der Spitze seines Stockes den andern Rand der Straße."

„Er ist ein Franzose, er versteht vielleicht nicht deutsch?"

„Er spricht wenigstens so gut deutsch, wie Ihr, weil ich ihn in der Nachtherberge vom Wirthe verlangen hörte, was er für sich und die jungen Mädchen brauchte."

„Und in der Nachtherberge . . . hast Du nicht versucht, das Gespräch wieder anzuknüpfen?"

„Ein einziges Mal . . . aber er hat mich so brutal angefahren, daß ich, um nichts zu verderben, keinen zweiten Versuch machte. Auch muß ich Euch, unter uns gesagt, zum voraus bemerken, daß dieser Mann ein teufelmäßig böses Gesicht hat; glaubt mir, ungeachtet seines grauen Knebelbartes, scheint er noch so kräftig

und entschlossen, obgleich entfleischt wie ein Gerippe, daß ich nicht weiß, ob er, oder mein Kamerad, der Riese Goliath, in einem Kampfe die Oberhand behielte . . . Ich kenne Eure Projekte nicht . . . aber nehmt Euch in Acht, Meister . . . nehmt Euch in Acht! . . .“

„Mein schwarzer Panther aus Java war auch so kräftig und so böse . . .“ sagte Morok mit einem verächtlichen und finstern Lächeln.

„Der Tod? . . . Gewiß, und er ist noch immer so kräftig und so böse wie jemals . . . Nur gegen Euch ist er fast sanft . . .“

„Gerade so nachgiebig werde ich diesen großen Alten machen, ungeachtet seiner Kraft und Rohheit.“

„Hm! hm! mißtrauet, Meister; Ihr seid gewandt; Ihr seid so muthig, wie irgend einer; aber, glaubt mir, nie werdet Ihr ein Lamm aus dem alten Wolfe machen, der sogleich eintreffen wird.“

„Kriecht nicht mein Löwe Caïn, mein Tiger Judas mit Schrecken vor mir?“

„Ich glaub's wohl, weil Ihr Mittel habt, die . . .“

„Weil ich den Glauben habe . . . Das ist das Ganze . . . Und dieß ist Alles . . .“ sagte Morok gebieterisch, Karl unterbrechend, und mit einem solchen Blicke, daß der Andere den Kopf senkte und stumm blieb.

„Warum sollte derjenige, dem der Herr in seinem Kampfe mit den Thieren beisteht, dieses Beistandes

nicht auch in seinem Kampfe mit den Menschen sich erfreuen . . . wenn diese Menschen lasterhaft und gottlos sind?“ fügte der Prophet mit triumphirender, begeisterter Miene bei.

Sei's aus Vertrauen auf die Ueberzeugung seines Meisters, sei's aus Unfähigkeit, über einen so bedenklichen Gegenstand mit ihm sich auf einen Streit einzulassen, antwortete Karl demüthig dem Propheten:

„Ihr seid weiser, als ich, Meister; was Ihr thut, ist wohlgethan.“

„Bist Du dem Alten und den beiden jungen Mädchen den ganzen Tag hindurch gefolgt?“ fuhr der Prophet fort, nach einer kurzen Pause des Schweigens.

„Ja, von ferne; da ich die Gegend genau kenne, hab' ich bald durch das Thal, bald auf dem Berge den Weg abgeschnitten, indem ich mit den Augen ihren Zug verfolgte, sie immer beobachtend; als ich sie zum letztenmale sah, lag ich im Verstecke hinter der Wassermühle der Ziegelhütte . . . Da sie auf der Hauptstraße waren, und die Nacht einbrach, trat ich rascher auf, um ihnen vorzukommen, und Euch das zu melden, was Ihr eine gute Nachricht nennt.“

„Eine sehr gute . . . ja . . . eine sehr gute . . . und Du wirst belohnt werden . . . denn wären mir diese Leute entschlüpft . . .“

Der Prophet schauderte, und vollendete seine Aeußerung nicht.

Aus dem Ausdrucke seines Gesichtes, und dem Tone seiner Stimme, konnte man erkennen, von welcher Wichtigkeit für ihn die erhaltene Nachricht war.

„Es verdient Aufmerksamkeit," sagte Karl; „denn dieser ganz mit Treffen besetzte russische Kurier ist in einem fort von St. Petersburg nach Leipzig gereiset, um Euch aufzusuchen . . . Dieß geschah vielleicht, um . . ."

Morok unterbrach Karl ungestüm, und erwiederte:

„Wer hat Dir gesagt, daß dieser Kurier auf jene Reisenden Bezug habe? Du irrest Dich; du sollst nichts wissen, als was ich Dir sage . . ."

„Gut, Meister, entschuldiget mich, und sprechen wir nicht mehr davon . . . Ah, jetzt will ich meine Jagdtasche ablegen, und Goliath die Thiere füttern helfen, denn die Stunde ihrer Abendfütterung rückt heran, wenn sie nicht schon vorbei ist. Sollte etwa mein großer Riese nachläßig geworden sein, Meister?"

„Goliath ist ausgegangen; er darf Deine Heimkehr nicht erfahren; insbesondere dürfen Dich der große Alte und die jungen Mädchen hier nicht sehen; dieß würde ihren Verdacht erregen."

„Wohin soll ich also gehen?"

„Geh in den kleinen Verschlag im Hintergrunde des Stalles; dort erwarte meine Befehle; denn es ist möglich, daß Du noch in dieser Nacht nach Leipzig mußt."

„Wie Ihr wollet; ich habe in meiner Jagdtasche noch einige übrig gebliebene Speisen; ich werde im Verschlage meine Abendmahlzeit halten, und ausruhen."

„Geh!"

„Meister, vergeßt nicht, was ich Euch gesagt habe; mißtrauet dem Alten mit dem grauen Knebelbarte; ich halte ihn für teufelmäßig entschlossen; ich kenn' mich aus; das ist ein grober Kumpan, mißtrauet . . ."

„Sei ruhig . . . ich mißtraue immer," sagte Morok.

„Nun denn, Glück auf, Meister!"

Karl betrat die Leiter, und verschwand nach und nach.

Als der Prophet seinem Diener ein Zeichen freundschaftlichen Abschiedes gegeben hatte, ging er eine zeitlang mit tiefsinniger Miene auf und ab; dann näherte er sich dem Kästchen mit dem Doppelboden, worin einige Papiere lagen, und nahm aus demselben einen sehr langen Brief, den er mehreremale mit der gespanntesten Aufmerksamkeit las.

Von Zeit zu Zeit stand er auf, um an den verschlossenen Fensterladen zu treten, der auf den innern Hof des Wirthshauses hinausging, und lauschte ängstlich; denn er harrte mit Ungeduld der Ankunft von drei Personen, die ihm als nahe bevorstehend so eben war gemeldet worden.

Zweites Kapitel.

Die Reisenden.

Während dieß in dem Wirthshause zum weißen Falken in Mockern vorging, naheten sich friedlich die drei Personen, deren Ankunft der Thierbändiger Morok so ungeduldig erwartete, inmitten lachender Auen, auf der einen Seite von einem Bache begrenzt, dessen Gefäll eine Mühle trieb, und auf der andern von der Hauptstraße, die zum Dorfe Mockern führt, etwa eine Meile von da auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Hügels gelegen.

Der Himmel leuchtete in prächtiger Klarheit; das Aufwallen des vom Mühlrade geschlagenen und schaumsprudelnden Baches, unterbrach allein das Schweigen dieses Abendes voll tiefer Ruhe; dicht belaubte Weiden neigten sich über das Wasser, und überwölbten es mit ihren grünen und durchsichtigen Schatten, während weiterhin der Bach das Blau des Zenithes und die Flammentinten der untergehenden Sonne so glänzend wiederstrahlte, daß ohne die Hügel, die ihn vom Himmel trennten, das Gold und Azur der Welle in einer blendenden Spiegelfläche mit dem Golde und Azur des Firmamentes verschmolzen wären. Die großen Schilfröhre des Ufers beugten ihre Kolben von schwarzem Sam-

met unter dem leisen Hauche des Windes, der sich oft am Ende des Tages erhebt; denn die Sonne entschwand langsam hinter einer breiten Gruppe gluthgesäumter Purpurwolken... Die lebenvolle, tonreiche Luft, brachte auf ihren Schwingen die fernen Klänge der Glöckchen einer Heerde.

Quer auf einem durch das Gras der Wiese gebahnten Fußpfade, ritten zwei junge Mädchen, fast zwei Kinder, denn sie zählten kaum fünfzehn Jahre, auf einem weißen Pferde von mittlerer Größe, auf einem breiten Sattel Rücken an Rücken sitzend, auf dem sie behaglich Platz fanden, da sie von kleiner und zarter Gestalt waren.

Ein Mann von großer Gestalt, mit sonnegebräuntem Gesichte und langem grauen Knebelbarte, führte das Pferd am Zügel, und kehrte sich von Zeit zu Zeit gegen die jungen Mädchen mit der Miene eben so achtungsvoller als väterlicher Sorgfalt; er stützte sich auf einen langen Stock; seine noch kräftigen Schultern trugen einen Tornister; seine staubige Fußbekleidung, seine etwas schleppenden Schritte, verriethen einen langen Fußmarsch.

Einer von jenen Hunden, welche die Völkerschaften des nördlichen Sibiriens an ihre Schlitten spannen, ein starkes Thier, etwa von der Größe, Gestalt und Haarfarbe eines Wolfes, folgte genau den Schritten des Führers der kleinen Karavane, ohne, wie man im gemeinen Leben sagt, von seinen Fersen zu weichen.

Man kann sich nichts Lieblicheres denken, als die Gruppe dieser beiden jungen Mädchen.

Die Eine derselben hielt mit ihrer linken Hand die schwebenden Zügel, und umschloß mit ihrem rechten Arme den Leib ihrer entschlummerten Schwester, deren Kopf auf ihrer Schulter ruhte. Jeder Schritt des Pferdes brachte diese zwei geschmeidigen Leiber in eine anmuthreiche, wellenförmige Bewegung, und schaukelte ihre kleinen, auf einem schmalen Brette ruhenden Füsse, welches als Steigbügel diente.

Diese beiden Zwillingsschwestern hießen, durch eine zarte mütterliche Laune, Rose und Blanche; auch waren sie Waisen, wie ihre düstern, halb abgenützten Trauerkleider zeigten.

Von täuschendster Aehnlichkeit und gleichem Wuchse, bedurfte es einer beständigen Gewohnheit, sie zu sehen, um sie von einander unterscheiden zu können. Das Porträt derjenigen, die nicht schlief, könnte für alle zwei gelten; der einzige Unterschied zwischen ihnen in diesem Augenblicke war, daß Rose wachte, und an diesem Tage die Dienstleistungen der Aelteren verrichtete, Dienstleistungen, die so nach einem Einfalle ihres Führers getheilt waren; denn als ein alter Soldat des Kaiserreiches, der Disciplin fanatisch zugethan, hatte er es für passend erachtet, zwischen den beiden Waisen die Unterordnung und den Befehl wechseln zu lassen.

Greuse wäre begeistert worden bei dem Anblicke dieser zwei schönen Gesichtchen, mit Kinderhäubchen von

schwarzem Sammet, unter denen eine Fluth von üppigen hell kastanienbraunen Locken hervorquoll, über ihren Hals und ihre Schultern wogend, und ihre runden, schwellenden, rosigen, wie Atlas weichen Wangen umrahmend; eine rothe, thaufeuchte Nelke, wies kein sammetartigeres Incarnat, als ihre blühenden Lippen; das zarte Blau des Sinngrüns hätte neben dem klaren Azur ihrer großen Augen düster geschienen, worin sich die Sanftmuth ihrers Charakters und die Unschuld ihres Alters malten; eine reine und weiße Stirne, eine kleine rosige Nase, ein Grübchen am Kinne, vollendeten den anbetungswürdigen Verein von Treuherzigkeit und liebevoller Güte in diesen bezaubernden Zügen.

Man mußte sie auch sehen, wenn bei herannahendem Regen oder Gewitter der alte Soldat alle zwei sorgfältig in einen großen Pelz von Rennthierfellen hüllte, und die große Kapuze dieser wasserdichten Bekleidung über ihre Köpfe zog; dann . . . nichts Entzückenderes, als diese zwei kleinen frischen und lächelnden Gesichter, unter jenem Mäntelchen von dunkler Farbe gegen das Ungemach der Witterung geschützt!

Aber der Abend war schön und ruhig; der schwere Mantel schlang sich um die Knie der beiden Schwestern, und die Kapuze desselben fiel auf den Rücken des Sattels zurück.

Rose, mit ihrem rechten Arme immer den Leib ihrer schlummernden Schwester umschließend, betrachtete sie mit einem Ausdrucke unaussprechlicher, fast mütter-

licher Zärtlichkeit . . . denn an diesem Tag war Rose die Aeltere, und eine ältere Schwester ist beinahe immer eine Mutter.

Nicht bloß, daß die Waisen sich unendlich liebten, sondern durch eine psychologische, bei Zwillingen häufige Erscheinung, waren sie auch fast immer von gleichzeitigen Gefühlen ergriffen; die Gemüthsbewegung der einen drückte sich auf der Stelle in den Zügen der andern aus; die nämliche Ursache machte sie zittern und erröthen, in solchem Einklange schlugen ihre jungen Herzen, kurz kindliche Freude, bittere Verdießlichkeiten, u. s. w. wurden von ihnen wechselseitig empfunden, und sogleich getheilt.

In ihrer Kindheit, zugleich von einer schweren Krankheit befallen, wie zwei Blumen an einem Stengel, sah man sie mit einander wanken, erbleichen, welken; aber miteinander hatten sie auch wieder ihre gesunde und frische Farbe erhalten.

Bedarf es einer Erwähnung, daß die geheimnißvollen unauflöslichen Bande, welche diese Zwillinge vereinten, ohne tödtliche Verletzung des Daseyns dieser armen Kinder nicht hätten können zerrissen werden?

Also, diese lieblichen zwei Vögelchen genannt die Unzertrennlichen, welche nur ein gemeinsames Leben leben können, betrüben sich, leiden, verzweifeln und sterben, wenn eine barbarische Hand sie von einander trennet.

Der Führer der Waisen, ein Mann von etwa fünf und fünfzig Jahre, von kriegerischer Haltung, bot das

unsterbliche Vorbild der Soldaten der Republik und des Kaiserreiches, dieser Heldensöhne des Volkes, die in einem Feldzuge die ersten Soldaten der Welt wurden, um der Welt zu zeigen, was ein Volk kann, gilt, thut, wenn seine wahren Auserwählten auf dasselbe ihr Vertrauen, ihre Kraft und ihre Hoffnung setzen.

Dieser Soldat, Führer der beiden Schwestern, ehemaliger Grenadier zu Pferd der kaiserlichen Garde, hatte den Beinamen Dagobert; seine ernste und strenge Physiognomie, war hart ausgeprägt; sein grauer, langer und dichter Knebelbart, verdeckte völlig seine Unter-Lippe, und vermengte sich mit einem großen Kinnbarte, der fast das Kinn verhüllte. Die magern, ziegelrothen, wie Pergament gegerbten Wangen, waren sorgfältig rasirt; buschige, noch schwarze Augenbrauen, überhingen fast seine hellblauen Augen; seine goldenen Ohrringe reichten bis auf seinen mit einer weißen Schnur gesäumten militärischen Kragen; ein lederner Gürtel schloß um seine Hüften den Reiserock von grobem, grauem Tuche, und eine blaue Soldatenmütze mit rother Flamme, auf seine linke Schulter fallend, bedeckte seinen Kahlkopf.

Ehedem von herkulischer Stärke, aber immer das Herz eines Löwen im Busen, gut und geduldig, weil muthig und stark, benahm sich Dagobert, ungeachtet seines rohen Aussehens, gegen die Waisen mit der äussersten Sorgfalt, mit unerhörtem Zuvorkommen, mit anbetender, schier mütterlicher Zärtlichkeit . . . . Ja,

mütterlich! denn für den Heldenmuth der Liebe glühen: ein Mutterherz, ein Soldatenherz.

Von stoischer Ruhe, jede Gemüthsbewegung unterdrückend, verläugnete sich der unerschütterlich kaltblütige Dagobert niemals; und obwohl Niemand so wenig lustig war, als er, wurde er doch bisweilen ein ganzer Spaßvogel, und selbst wegen des unstörbaren Ernstes, den er in alle Sachen legte.

Von Zeit zu Zeit, und immer fortschreitend, wendete sich Dagobert um, eine Liebkosung oder ein freundliches Wort dem 'guten weißen Pferde zu geben, das die Waisen trug, und dessen Augengruben und langen Zähne das achtungswerthe Alter verriethen; zwei tiefe Narben, die eine an der Weiche, die andere an der Brust, zeigten, daß dieses Pferd schon in heißen Schlachten gewesen, auch geschah es nicht ohne einen Anschein von Stolz, daß es manchmal seinen alten Militärzaum schüttelte, dessen kupferner Buckel noch einen Adler in erhabener Arbeit sehen ließ; sein Gang war regelmäßig, vorsichtig und fest; seine Farbe lebhaft, seine Beleibtheit mittelmäßig; der häufige Schaum, der sein Gebiß bedeckte, zeigte von jener Gesundheit, welche die Pferde durch die fortgesetzte übermäßige Anstrengung einer langen Reise in kurzen Tagmärschen erlangen; dieses wackere Thier, obgleich seit mehr als sechs Monaten auf dem Wege, trug noch eben so leicht, wie bei der Abreise, die beiden Waisen, und ein schweres, hinter dem Sattel aufgeschnalltes Felleisen.

Wenn wir von der übermäßigen Länge der Zähne dieses Pferdes gesprochen haben (ein unverwerfliches Zeichen hohen Alters) so geschah es, daß er sie oft zu dem einzigen Zwecke wies, seinem Namen treu zu bleiben (er hieß Jovial) und einen sehr schlechten Spaß zu machen, dessen Zielscheibe der Hund war.

Dieser, ohne Zweifel des Contrastes wegen Rabat-Joie genannt, nie die Fersen seines Herrn verlassend, befand sich in der Bißweite Jovial's, der ihn bisweilen sachte bei der Rückenhaut faßte, in die Höhe hob, und so einen Augenblick lang trug; der Hund, durch seine dichte Wolle geschützt, und ohne Zweifel seit langer Zeit an die Possen seines Reisegefährten gewöhnt, unterwarf sich ihnen mit stoischer Gefälligkeit; nur wenn Rabat-Joie der Spaß von genügender Dauer schien, drehte er knurrend seinen Kopf um.

Jovial verstand ihn halbwegs, und beeilte sich, ihn wieder auf den Boden zu setzen; ein andermal, vermuthlich um die Einförmigkeit zu vermeiden, benagte Jovial nur obenhin den Tornister des Soldaten, der, wie sein Hund, an diese Schäckereien gewohnt schien.

Diese Einzelnheiten mögen ein Bild von dem herrlichen Einklange geben, welcher zwischen den Zwillings-Schwestern, dem alten Soldaten, dem Pferde und Hunde bestand.

Die kleine Karavanne sehnte sich sehr darnach, das Dorf Mockern, welches auf der Anhöhe lag, vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Dagobert schaute bisweilen um sich, und schien seine Erinnerungen zu sammeln; nach und nach verdüsterten sich seine Züge; als er nicht weit von der Mühle war, die seine Aufmerksamkeit erregt hatte, blieb er stehen, und strich seinen langen Knebelbart mehrmals mit dem Daumen und Zeigefinger, dem einzigen Zeichen, welches eine starke, ausschließliche Gemüthsbewegung in seinem Innern offenbarte.

Da Jovial mit einem raschen Rucke hinter seinem Herrn stillstand, fuhr Blanche erwachend plötzlich vor Schrecken aus dem Schlafe auf, und richtete ihr Köpfchen empor; ihr erster Blick suchte ihre Schwester, der sie holdselig zulächelte; dann wechselten Beide eine Miene des Erstaunens bei dem Anblicke des unbeweglichen Dagobert, der die Hände auf seinen langen Stock legte, und in die Aufregung mühsamer Erinnerung vertieft schien.

Die Waisen befanden sich nun am Fuße eines etwas erhabenen Hügels, dessen Gipfel unter dem dichten Laubwerke einer ungeheuern auf der Mitte der kleinen Abdachung gepflanzten Eiche verschwand.

Rose, welche den Dagobert immer regungslos und nachsinnend sah, neigte sich auf dem Sattel, und sagte sanft zu ihm, ihre kleine weiße Hand auf die Schulter des Soldaten stützend:

„Was fehlt Dir denn, Dagobert?"

Der Veteran kehrte sich um; zum großen Erstaunen der beiden Schwestern sahen sie eine große Thräne,

welche, nachdem sie eine feuchte Furche auf seiner gegerbten Wange gezogen, sich in seinem dichten Knebel-Barte verlor.

„Du weinest!" riefen Rose und Blanche tief bewegt aus. „Wir bitten Dich, sag' uns, was Dir fehlt?"

Nach einer Pause des Zögerns fuhr der Soldat mit seiner schwieligen Hand über seine Augen, und sagte zu den Waisen mit gerührter Stimme, indem er ihnen die hundertjährige Eiche wies, bei der sie sich befanden:

„Ich muß Euch betrüben, meine armen Kinder . . . aber es ist etwas Heiliges . . . was ich Euch sagen muß . . . Nun denn, vor achtzehn Jahren . . . am Vortage der großen Schlacht von Leipzig, hab' ich Euren Vater zu diesem Baume getragen . . . er hatte zwei Säbelhiebe über den Kopf . . . einen Schuß in der Schulter . . . hier ist's, wo er und ich, der ich für meinen Theil zwei Lanzenstöße davongetragen, gefangen wurden . . . und noch dazu von wem — von einem Abtrünnigen . . . ja, von einem Franzosen, einem ausgewanderten Marquis, Oberst in russischen Diensten . . . und der später . . . doch eines Tages . . . werdet Ihr alles dieß erfahren . ."

Dann nach kurzem Schweigen fügte der Veteran, mit der Spitze seines Stockes auf das Dorf Mockern zeigend hinzu:

Ja . . . ja, ich kenne mich jetzt aus; dort sind die

Höhen, wo Euer tapferer Vater, der uns und die Polen von der Garde anführte, die russischen Cuirassiere nach der Wegnahme einer Batterie über den Haufen geworfen hat . . . Ah! meine Kinder," — fügte der Soldat treuherzig bei — „hättet Ihr doch Euren muthigen Vater gesehen, wie er an der Spitze unserer Grenadierbrigade zu Pferd, inmitten eines Kartätschen-Hagels einen gewaltigen Angriff machte! Es war nichts Schöneres zu sehen, als er."

Während Dagobert auf seine Weise sein Bedauern und seine Erinnerungen ausdrückte, ließen sich die zwei Waisen aus freiwilliger Anregung sachte vom Pferde gleiten, gingen Hand in Hand zur alten Eiche, und knieten nieder.

Hier, Herz an Herz gedrückt, brachen sie in Thränen aus, während aufrecht hinter ihnen der Soldat stand, die Hände auf seinem langen Stocke kreuzend, auf den er seine kahle Stirne lehnte.

„Geht, . . . geht . . . Ihr müßt Euch keinen Kummer machen," — sagte er nach einigen Minuten sanft zu ihnen, als er ihre Thränen über die Rosenwangen der immer noch knieenden Rose und Blanche fließen sah; — „vielleicht finden wir den General Simon wieder in Paris," fuhr er fort; „ich werde Euch dieß in der Nachtherberge erklären . . . Ich wollte gerade den heutigen Tag erwarten, um Euch recht viel von Eurem Vater zu sagen; dieß war so ein Gedanke von mir . . . weil dieser Tag wie ein Jahrestag ist."

„Wir werden weinen, weil wir auch an unsere Mutter denken,“ — sagte Rose.

„An unsere Mutter, die wir nur im Himmel wiedersehen werden,“ fügte Blanche hinzu.

Der Soldat hob die Waisen auf, nahm sie bei der Hand, blickte sie abwechselnd mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Zuneigung an, die durch den Gegensatz seiner rauhen Miene nur um so rührender wurde, und sagte:

„Ihr müßt Euch nicht so betrüben, meine Kinder. Eure Mutter war die beste Frau, das ist wahr . . . So lange sie in Polen wohnte, hieß man sie die Perle von Warschau; sie sei die Perle von der ganzen Welt, hätte man sagen können . . . Denn in der ganzen Welt hätte man nicht ihres Gleichen gefunden . . . Nein . . . nein . .“

Dagoberts Stimme brach; er schwieg, und strich seinen langen grauen Knebelbart zwischen seinem Daumen und Zeigefinger nach seiner Gewohnheit.

„Höret, meine Kinder,“ — nahm er wieder das Wort nach der Bezwingung seiner Rührung — „Eure Mutter konnte Euch nur zu Euerm Besten rathen, nicht wahr?“

„Ja, Dagobert.“

„Nun denn, was hat sie Euch vor ihrem Tode empfohlen? An sie zu denken, aber ohne Euch zu betrüben.“

„Das ist wahr; sie hat uns gesagt, daß Gott, im-

mer für die armen Mütter gut, deren Kinder auf der Welt zurückbleiben, ihr erlauben würde, vom hohen Himmel herab uns zu hören," sagte Blanche.

„Und daß sie immer auf uns schauen würde," setzte Rose hinzu.

Dann faßten sich die beiden Schwestern, aus freiwilliger Anregung, voll rührender Anmuth bei der Hand, wendeten ihre treuherzigen Blicke gegen den Himmel, und sagten mit dem anbetungswürdigen Glauben ihres Alters:

„Nicht wahr, Mutter . . . Du siehst uns? . . . Du hörst uns? . . ."

„Da Euch Eure Mutter sieht und hört," sagte Dagobert bewegt, — „so macht ihr durch Eure Traurigkeit keinen Kummer mehr . . . Sie hat es Euch verboten . . ."

„Du hast Recht, Dagobert!"

„Wir wollen uns nicht mehr kümmern."

Und die Waisen trockneten ihre Thränen.

In Bezug auf Andacht war Dagobert ein wahrer Heide: in Spanien hatte er mit der größten Begierde jene Mönche von allen Röcken und Farben niedergesäbelt, welche, in der einen Hand das Crucifix und in der andern den Dolch tragend, nicht die von der Inquisition seit Jahrhunderten geknebelte Freiheit vertheidigten, sondern ihre fabelhaften Privilegien. Dagobert hatte jedoch seit vierzig Jahren bei Ereignissen von so schrecklicher Erhabenheit mitgewirkt, so oft dem Tode

in's Auge geschaut, daß der Instinkt natürlicher Religion, allen einfachen und redlichen Herzen eigen, in seiner Seele immer die Oberhand behielt. Obgleich er nicht die tröstende Täuschung der beiden Schwestern theilte, so würde er doch die mindeste Gefährdung derselben für ein Verbrechen gehalten haben.

Als er sah, daß sie nicht mehr so traurig waren, sagte er:

„So recht, meine Kinder, mir ist es lieber, wenn ich Euch schwatzen höre, wie Ihr diesen Morgen und gestern schwatztet . . . . unter der Kapuze lachend, von Zeit zu Zeit, ohne mir auf das, was ich zu Euch sagte, eine Antwort zu geben . . . . so sehr waret Ihr in Eure Unterhaltung vertieft . . . Ja, ja, meine Fräulein . . . seit zwei Tagen scheinen Sie gar wichtige Angelegenheiten miteinander zu haben . . . . Desto besser, vorzüglich, wenn es Ihnen Unterhaltung verschafft."

Die beiden Schwestern errötheten, wechselten ein heimliches Lächeln inmitten der Thränen, die noch ihre Augen füllten, und Rose sagte zu dem Soldaten etwas verlegen:

„Nein, ich versichere Dir, Dagobert, wir sprechen von allerlei Sachen."

„Schon recht, schon recht, ich verlange nichts zu wissen . . . Ah, ruhen Sie noch einige Augenblicke aus, und dann auf den Weg; denn es ist schon spät, und wir müssen Mockern vor der Nacht erreichen . . . damit wir uns morgen frühzeitig wieder auf den Weg machen können."

2**

„Haben wir wohl noch weit, weit zu reisen,“ fragte Rose . . .

„Um nach Paris zu kommen? — Ja, meine Kinder, etwa hundert Tagreisen . . . Wir reisen nicht schnell, aber wir kommen vorwärts . . . und wir reisen wohlfeil; denn unsere Börse ist klein; ein Zimmerchen für Sie, einen Strohsack und eine Decke für mich vor Ihrer Thüre, mit Rabat-joie zu meinen Füssen, eine Streu von frischem Stroh für den alten Jovial; das sind unsere Reisebedürfnisse; ich spreche von der Nahrung nicht, weil Sie Beide nicht mehr essen, als eine Maus, und ich in Aegypten und Spanien gelernt habe, nur dann Hunger zu fühlen, wenn es sein konnte . . .“

„Und Du sagst nicht, daß Du, um noch mehr zu sparen, selbst unterwegs unser kleines Hauswesen führest, und nicht einmal haben willst, daß wir Dir helfen.“

„Und wenn man bedenkt, guter Dagobert, daß Du fast an jedem Abende in der Nachtherberge mit Seife waschest . . . als wenn dieß nicht uns anginge . . . die . . .“

„Ihnen?“ . . . — unterbrach Dagobert die kleine Blanche, — „ich soll gewiß zugeben, daß Ihre schönen kleinen Hände in Seifenwasser schrunden, nicht wahr? Wäscht übrigens ein Soldat im Felde nicht auch sein Weißzeug? . . . So wie ich vor Ihnen stehe, war ich die beste Wäscherin bei meiner Escadron . . und wie ich bügeln kann, he? ohne mich zu rühmen.“

„Wahr ist's, Du bügelst recht gut, recht gut . . .“

„Nur . . . versengst Du bisweilen . . .“ sagte Rose lächelnd.

„Wenn das Platteisen zu heiß ist, das ist wahr... Ei . . . ich hab' es gut an meine Wange halten . . . meine Haut ist so hart, daß ich die Hitze gar nicht sehr spüre...“ sagte Dagobert mit unstörbarem Ernste.

„Du merkst nicht, daß wir scherzen, Dagobert.“

„Wohlan, meine Kinder, wenn Ihr findet, daß ich mein Geschäft als Wäscherin gut besorge, so überlaßt es mir auch ferner; es ist wohlfeiler, und auf der Reise kann man nicht genug sparen, besonders arme Leute, wie wir; denn was wir haben, muß wenigstens hinreichen, um nach Paris zu kommen . . . Unsere Papiere und die Medaille, welche Sie tragen, werden übrig bleiben — wenigstens müssen wir es hoffen . . .“

„Diese Medaille ist uns heilig . . . . unsere Mutter hat sie uns sterbend gegeben . . .“

„Haben Sie auch wohl Acht, sie nicht zu verlieren, und sehen Sie von Zeit zu Zeit nach, ob sie noch da ist.“

„Da ist sie,“ sagte Blanche.

Sie zog aus ihrem Busen eine kleine Medaille von Bronze, die sie am Halse trug, an einem Kettchen vom nämlichen Metalle hangen.

Diese Medaille enthielt auf ihren beiden Flächen folgende Inschriften:

Opfer von L. C. D. J. Betet für mich. — Paris, den 13. Februar 1682. —	In Paris, Straße Saint-François, Nr. 3. In anderthalb Jahrhunderten werdet Ihr seyn am 13. Februar 1832. — Betet für mich. —

„Was bedeutet dieß, Dagobert? fragte Blanche, diese traurigen Inschriften betrachtend.

„Wir werden heute in der Nachtherberge davon sprechen,“ antwortete Dagobert, — „es wird spät, gehen wir; bewahren Sie diese Medaille wohl . . . und unterwegs; wir müssen fast noch eine Stunde zurücklegen, um unter Dach zu kommen . . . Auf, meine armen Kinder, noch einen Blick auf diesen Hügel, wo Euer tapferer Vater gefallen ist . . . und zu Pferd! zu Pferd!“

Die zwei Waisen warfen einen letzten und andächtigen Blick auf die Stätte, welche ihrem Führer so peinliche Erinnerungen erregt hatte, und stiegen mit seiner Hülfe wieder auf den Jovial.

Dieses achtungswerthe Thier hatte keinen Augenblick daran gedacht, sich zu entfernen; aber als Veteran von vollendeter Umsicht die Augenblicke provisorisch ausgebeutet, um von dem fremden Boden einen großen Zehent grünen und zarten Grases vorweg zu nehmen, den etwas neidischen Blicken des Rabat-Joie gegenüber, der bequem auf der Wiese lag, mit seiner hinge-

dehnten Schnautze auf den zwei Vorderpfoten; bei dem Zeichen zum Aufbruche besetzte der Hund wieder seinen Posten hinter seinem Herrn; Dagobert, den Boden mit der Spitze seines langen Stockes untersuchend, führte das Pferd vorsichtig am Zügel; denn die Wiese wurde immer sumpfiger; nach einigen Schritten mußte er sogar linkshin schräg auslenken, um auf die Hauptstraße zu kommen.

Als Dagobert bei seiner Ankunft in Mockern nach der einfachesten Herberge des Dorfes fragte, antwortete man ihm, daß nur eine einzige vorhanden sei: das Wirthshaus zum weißen Falken.

„So wollen wir denn in das Wirthshaus zum weißen Falken gehen," — erwiederte der Soldat.

Drittes Kapitel.

Die Ankunft.

Schon öfter hatte Morok, der Thierbändiger den Laden der Dachluke des Speichers, die auf den Hof des Wirthshauses zum weißen Falken ging, ungeduldig geöffnet, um die Ankunft der zwei Waisen und des Soldaten zu erspähen; da er sie nicht kommen sah, begann er wieder langsam auf- und ab zu gehen, mit verschränkten Armen, gesenktem Kopfe, ein Mittel brü-

tend, den gefaßten Plan zu vollziehen; seine Gedanken beschäftigten ihn ohne Zweifel auf eine peinliche Weise; denn seine Züge schienen noch finsterer als gewöhnlich.

Ungeachtet seines wilden Aussehens, gebrach es diesem Manne nicht an Verstand; die Unerschrockenheit, die er bei seinen Uebungen bewährte, und durch geschicktes Marktschreierwesen seinem neuen Stande der Gnade beimaß; eine bisweilen mystische und feierliche Sprache; eine strenge Scheinheiligkeit, hatten ihm eine Art von Einfluß auf die Bevölkerungen verschafft, die er oft auf seinen Reisen besuchte.

Man vermuthet wohl, daß Morok, seit langer Zeit vor seiner Bekehrung, mit den Eigenschaften der wilden Thiere sich vertraut gemacht hatte ... In der That war er, im nördlichen Sibirien geboren, schon in seiner Jugend einer der kühnsten Bären- und Rennthierjäger gewesen; später, im Jahre 1810, dieses Gewerbe aufgebend, als Führer in die Dienste eines russischen, mit der Erforschung der Polargegenden beauftragten Ingenieurs getreten, und ihm dann später nach St. Petersburg gefolgt; hier wurde Morok, nach einigen Schicksalswechseln, unter die kaiserlichen Kuriere aufgenommen, unter diese Automaten von Eisen, welche die mindeste Laune des Despoten auf einen gebrechlichen Schlitten schleudert, in die Unermeßlichkeit des Reiches, von Persien bis zum Eismeere. Für diese Leute, welche Tag und Nacht mit der Schnelligkeit des Blitzes reisen, giebt es weder Jahreszeiten, noch Hindernisse, weder

Ermüdungen noch Gefahren; als menschliche Wurfzeuge müssen sie zerschellen oder das Ziel erreichen; man begreift hiernach die Kühnheit, Kraft und Entsagung der an ein solches Leben gewohnten Menschen.

Es ist unnütz, nun zu sagen, wegen welcher Verhältnisse Morok diesen harten Dienst mit einem andern Erwerbszweige vertauschte, und zuletzt, als Religions-Lehrling, in eine geistliche Anstalt zu Freiburg trat, sodann, wohl und gebührend bekehrt, seine Wanderzüge mit einer Menagerie wieder begonnen hatte, deren Ursprung man nicht kannte.

. . . .

Morok schritt in seinem Speicher immer auf und ab. Die Nacht war gekommen.

Die drei Personen, deren Ankunft er so ungeduldig erwartete, erschienen nicht.

Sein Gang wurde immer kräftiger und hastiger.

Plötzlich blieb er stehen, neigte den Kopf zum Fenster, und horchte. Dieser Mann hatte das feine Gehör eines Wilden.

„Da sind sie!" rief er aus.

Und sein fahler Augapfel funkelte vor teuflischer Freude. Er hatte so eben die Schritte eines Mannes und eines Pferdes erkannt.

Er ging an den Laden seines Speichers, öffnete ihn vorsichtig zur Hälfte, und sah die zwei jungen Mädchen zu Pferd, und den alten Soldaten, ihren Führer, in den Hof des Wirthshauses ziehen.

Die Nacht war gekommen, dunkel, wolkig; wegen des starken Windes flackerte das Licht der Laternen, in dessen Scheine man die neuen Gäste empfing; das dem Morok gegebene Signalement war so genau, daß man sich nicht täuschen konnte.

Seiner Beute sicher, schloß er das Fenster.

Nach einem Nachsinnen von einer Viertelstunde, ohne Zweifel, um seine Entwürfe wohl zu ordnen, neigte er sich über die Fallthüre, wo die Leiter stand, welche zur Treppe diente, und rief:

„Goliath!"

„Meister?" . . . antwortete eine rauhe Stimme.

„Komm her! . . ."

„Da bin ich . . . Ich komme aus dem Schlacht-Hause, und bringe Fleisch."

Die Sprossen der Leiter zitterten, und bald erschien ein ungeheuerer Kopf auf der Höhe des Fußbodens.

Goliath, mit Recht so genannt (er hatte mehr als sechs Fuß, und eine herkulische Schulterbreite) war scheußlich; seine schielenden Augen glotzten unter einer niedrigen und hervorragenden Stirne; sein Haupthaar und sein fahler, struppiger und mähnendicker Bart gaben seinen Zügen den Ausdruck viehischer Wildheit; zwischen seinen breiten, mit hackenartigen Zähnen ausgepfählten Kinnladen hielt er an einem Ende ein Stück rohes Ochsenfleisch, zehn oder zwölf Pfund schwer, indem er es ohne Zweifel bequemer fand, auf solche Weise das Fleisch zu tragen, um sich bei dem Erklimmen

der unter seiner Wucht schwankenden Leiter seiner Hände zu bedienen.

Endlich kam dieser starke und große Leib gänzlich aus der Fallthüre empor; an seinem Stiernacken, an der erstaunlichen Breite seiner Brust und Schultern; an der Dicke seiner Arme und Beine, erkannte man, daß dieser Riese furchtlos, Leib an Leib, mit einem Bären zu kämpfen vermöge.

Er trug eine alte Hose mit rothen Bändern, mit braunem Schafleder besetzt, und eine Art Waffenrock oder vielmehr Küraß von sehr dickem Leder, hier und da von den spitzigen Klauen der Thiere geschlitzt.

Als Goliath oben stand, that er seine Hackenzähne voneinander, sperrte den Mund auf, und ließ das Ochsen-Viertel zu Boden fallen, mit Freßgier seinen blutigen Knebelbart leckend.

Diese Art von Ungeheuer hatte, wie so viele andere Marktschreier, damit angefangen, auf den Märkten, gegen Belohnung von den Zuschauern, rohes Fleisch zu essen. Dann, als ihm diese Nahrung eines Wilden zur Gewohnheit geworden war, wollte er seinen Geschmack zu seinem Vortheile benützen, und eröffnete die Uebungen Morok's immer damit, daß er einige Pfunde rohes Fleisch vor der Menge verschlang.

„Der Theil des Todes und der meinige liegen unten, und dieser gehört dem Caïn und dem Judas,—" sagte Goliath, das Stück Fleisch vorweisend, — „Wo

ist das Hackmesser? . . . daß ich es in zwei Theile haue . . . keinen Vorzug . . . Vieh oder Mensch, jedem Rachen . . . sein Fleisch . . ."

Hierauf streifte er einen Aermel seines Waffenrockes zurück, und ließ einen Vorderarm sehen, zottig wie das Fell eines Wolfes, und von daumendicken Adern durchfurcht.

„Ah, Meister? Wo ist das Hackmesser?" fuhr er fort, mit den Augen dieses Werkzeug suchend.

Anstatt diese Frage zu beantworten, stellte der Prophet mehrere Fragen an seinen Jünger.

„Warest Du unten, als so eben die neuen Reisenden im Wirthshause ankamen?"

„Ja, Meister, ich kam vom Schlachthause zurück."

„Wer sind diese Reisenden?"

„Zwei kleine Mädchen auf einem weißen Pferde; ein alter Krippenreiter mit großem Knebelbarte begleitet sie . . . Aber das Hackmesser . . . die Thiere haben großen Hunger . . . ich auch . . . das Hackmesser . . ."

„Weißt Du . . . wo man diese Reisenden untergebracht hat?"

„Der Wirth hat die kleinen Mädchen und den Alten in den Hintergrund des Hofes geführt."

„In das Gebäude, welches an die Felder stoßt?"

„Ja, Meister . . . aber das . . ."

Ein vereintes schreckliches Gebrüll erschütterte den Speicher, und unterbrach Goliath.

„Höret Ihr," — rief er aus, — „der Hunger macht

diese Bestien wüthend. Könnte ich brüllen . . . ich machte es, wie sie. Nie hab' ich Judas und Caïn so gesehen, wie diesen Abend; sie machen Sprünge in ihrem Käfige, als wollten sie alles zerschmettern . . . Die Augen des Todes funkeln noch stärker, als gewöhnlich . . . man möchte sagen: wie zwei Lichter . . . Armer Tod."

Morok erwiederte, ohne auf Goliaths Bemerkungen zu achten:

„Also die jungen Mädchen wohnen im Gebäude im Hintergrunde des Hofes?"

„Ja, ja, um des Teufels willen, das Hackmesser. Seit Karl's Abreise muß ich alle Arbeit thun, und dieß verspätet unser Nachtmahl."

„Ist der alte Krippenreiter bei den jungen Mädchen geblieben?" fragte Morok.

Goliath, erstaunt, daß sein Meister, ungeachtet seines dringenden Gesuches, nicht an den Fraß der Thiere dachte, betrachtete den Propheten mit wachsendem Erstaunen.

„Antwort' doch, Vieh! . ."

„Wenn ich ein Vieh bin, so hab' ich Viehstärke,—" versetzte Goliath mit mürrischem Tone, „und Vieh gegen Vieh zieh ich nicht immer den Kürzern."

„Ich frage Dich, ob der Alte bei den jungen Mädchen geblieben ist?" wiederholte Morok.

„Nun denn, nein," — antwortete der Riese; — „nachdem der Alte sein Pferd in den Stall geführt

hatte, verlangte er einen Zuber Wasser; er hat sich unter den Thorweg hingemacht, und wäscht bei dem Scheine einer Laterne . . . ein Mann mit grauem Knebelbarte . . . waschen wie eine Wäscherin, das ist gerade so, als gäbe ich den Zeisigen Hirse," fügte Goliath bei, verächtlich die Achseln zuckend. „Jetzt, da ich geantwortet habe, Meister, laßt mit dem Abendfraße der Thiere mich beschäftigen," dann etwas mit den Augen suchend, setzte er noch hinzu: „Aber wo ist denn das Hackmesser?"

Nach einer Pause brütenden Schweigens sagte der Prophet zu Goliath:

„Du wirst diesen Abend den Thieren nichts zu fressen geben."

Anfangs verstand ihn Goliath nicht, so unbegreiflich war ihm in der That dieser Gedanke.

„Was beliebt, Meister?" fragte er.

„Ich verbiete Dir, heute Abend den Thieren zu fressen zu geben."

Goliath antwortete nichts, öffnete seine schielenden Augen von übermäßiger Größe, faltete die Hände, und trat zwei Schritte zurück.

„Ah, verstehst Du mich?" sagte Morok ungeduldig. — „Ist's klar?"

„Nicht fressen? Wenn unser Fleisch da ist, und unser Nachtfraß schon drei Stunden lang sich verspätet hat! . . ." rief Goliath mit immer größerem Staunen aus.

„Gehorche, . . und schweig!“

„Aber Ihr wollt ja, daß sich heute Abend ein Unglück ereignet . . . der Hunger wird die Bestien wüthend machen! Und mich auch . . .“

„Desto besser!“

„Rasend! . . .“

„Desto besser!“

„Wie, desto besser? . . . Aber . . .“

„Genug.“

„Aber bei des Teufels Haut, ich habe auch Hunger, wie sie . . .“

„Iß . . . wer hindert Dich? Dein Nachtessen ist fertig, da Du es ungekocht issest.“

„Ich esse nie ohne meine Thiere . . . und sie nicht ohne mich . . .“

„Ich wiederhole Dir, daß ich Dich, wenn Du es wagst, den Thieren zu fressen zu geben . . . davon jage.“

Goliath ließ ein dumpfes Brummen vernehmen, so rauh wie das eines Bären, den Propheten mit eben so bestürzter als ergrimmter Miene anstarrend.

Nach diesem Befehle durchschritt Morok, dem Anscheine nach stets sinnend, den Speicher nach der Länge und nach der Breite. Dann sagte er zu Goliath, der noch immer in tiefes Erstaunen versunken war:

„Du erinnerst Dich, wo das Haus des Bürgermeisters ist, von dem ich meinen Erlaubnißschein visiren ließ, und dessen Frau kleine Bücher und einen Rosenkranz gekauft hat?“

„Ja," antwortete der Riese grob.

„Geh hin, und frag' die Magd, ob ich morgen frühzeitig den Bürgermeister zuverlässig treffen könne."

„Warum?"

„Ich werde ihm vielleicht etwas Wichtiges mitzutheilen haben; sag' ihm, ich ließe ihn bitten, jedenfalls nicht eher auszugehen, als er mich gesehen hätte."

„Gut . . . aber die Thiere . . . darf ich ihnen nicht zu fressen geben, bevor ich zu dem Bürgermeister gehe? . . . Nur dem Panther von Java . . . der ist das hungerigste Thier . . . Und, Meister, nur dem Tode? Ich will ihnen nur ein Maulvoll zu fressen geben. Caïn, ich und Judas, wir wollen warten."

„Gerade der Panther ist's vorzüglich, dem Du nichts zu fressen geben darfst. — Ja, ihm . . . noch weniger als jedem andern . . .

„Bei des Teufels Hörnern!" rief Goliath aus, — „was fehlt Euch denn heute? Ich kenne mich gar nicht aus; Schade, daß Karl nicht da ist; er, der Schlaue, würde mir begreifen helfen, warum Ihr hungerige Thiere hindert . . . zu fressen."

„Du brauchst nicht zu begreifen."

„Wird Karl nicht bald zurückkommen?"

„Er ist zurückgekommen."

„Wo ist er denn?"

„Er ist wieder fort . . ."

„Was geht denn hier vor? Es giebt etwas; Karl geht fort, kommt zurück, geht wieder fort . . und . . ."

„Nicht von Karl ist die Rede, sondern von Dir; obgleich hungerig wie ein Wolf, bist Du doch schlau wie ein Fuchs, und wenn Du willst... eben so schlau wie Karl."

Und Morok klopfte vertraulich auf die Schulter des Riesen, plötzlich Gesichtszüge und Sprache ändernd.

„Ich schlau?"

„Der Beweis ist, daß Du, da es heute Nacht zehn Gulden zu gewinnen geben wird . . . . schlau genug seyn wirst, sie zu gewinnen . . . dessen bin ich gewiß."

„Was diesen Punkt betrifft, ja, da bin ich schlau," sagte der Riese, mit dummer und vergnügter Miene lächelnd. — „Was müßte man thun, um diese zehn Gulden zu gewinnen?"

„Du wirst es sehen."

„Ist's schwer?"

„Du wirst es sehen . . . Zuvörderst wirst Du zum Bürgermeister gehen; aber bevor Du hingehest, unter diesem Kohlenbecken Feuer anmachen."

Er wies es Goliath mit einer Geberde.

„Ja, Meister," sagte der Riese, über die Verspätung seines Nachtessens durch die Hoffnung auf einen Gewinn von zehn Gulden ein wenig getröstet.

„In diesem Becken laß diese Stange von Stahl glühend werden," fügte der Prophet hinzu.

„Ja, Meister."

„Du wirst sie darin lassen, zum Bürgermeister gehen, zurückkommen, und mich hier erwarten."

„Ja, Meister.“

„Du wirst das Ofenfeuer immer schüren.“

„Ja, Meister.“

Morok machte einen Schritt, um fortzugehen; dann sich eines andern besinnend sagte er:

„Du sagst, daß der alte Krippenreiter beschäftiget ist, unter dem Thorwege zu waschen?“

„Ja, Meister.“

„Vergiß nichts, die Stahlstange in's Feuer, den Bürgermeister, und komm hierher zurück, meine Befehle zu empfangen.“

Mit diesen Worten stieg der Prophet vom Speicher durch die Fallthüre hinab, und verschwand.

Viertes Kapitel.

Morok und Dagobert.

Goliath hatte sich nicht getäuscht . . . Dagobert wusch mit dem unstörbaren Ernste, der ihn nie verließ.

Bedenkt man die Gewohnheiten des Soldaten im Felde, so wird man über diese scheinbare Ueberspanntheit nicht staunen; übrigens hatte Dagobert nur die Schonung der kleinen Börse der Waisen im Auge, denen er zudem jede Sorge, jede Mühe ersparen wollte, daher er am Abende nach jeder Tagreise, mit einer Menge

weiblicher Verrichtungen sich beschäftigte. Auch war er kein Lehrling mehr darin; während seiner Feldzüge hatte er oft sehr betriebsam den Schaden und die Unordnung, die gewöhnlichen Nachwehen eines Schlacht-Tages in den Kleidern eines Soldaten, wieder gut gemacht; denn mit dem Empfange von Säbelhieben ist es nicht abgethan; man muß auch seine Uniform wieder ausbessern, weil die Klinge, welche die Haut verletzt, auch in das Kleid einen regelwidrigen Einschnitt macht.

Daher sieht man am Abende oder am Tage nach einem hitzigen Gefechte die besseren Soldaten immer durch ihre schöne militärische Haltung ausgezeichnet, aus ihrem Tornister oder Mantelsacke eine kleinen Scheersack ziehen, worin sich Nadeln, Faden, Scheren, Knöpfe und anderer Kram befinden, um alle Arten von Ausbesserungen und Nebenflickereien vorzunehmen, auf welche die sorgsamste Hausfrau eifersüchtig wäre.

Man könnte keinen passenderen Uebergang finden, um den Beinamen Dagobert zu erklären, bei dem François Baudoin (Führer der beiden Waisen) als einer der schönsten und tapfersten Grenadiere zu Pferd der kaiserlichen Garde, aufgerufen wurde.

Den ganzen Tag hatte man sich, ohne entscheidenden Vortheil mit Erbitterung geschlagen . . . Am Abend war die Compagnie, zu der unser Mann gehörte, als Feldwache entsendet worden, um die Ruinen eines verlassenen Dorfes zu besetzen; nach ausgestellten

Vedetten blieb die eine Hälfte der Reiter zu Pferd, die andere konnte ausruhen, indem sie ihre Pferde an Pfosten befestigten. Unser Mann hatte tapfer gefochten, ohne dießmal eine Wunde zu erhalten; denn eine tiefe Schramme, die ihm ein Kaiserlitz durch einen ungeschickt von unten nach oben geführten Bajonnettstoß beigebracht, galt ihm nur als ein Denkzettel.

„Spitzbube! meine neue Hose!" hatte der Grenadier gerufen, als er auf seinem Schenkel ein ungeheures Loch klaffen sah, und rasch durch einen weislich von oben nach unten geführten Stoß seiner Latte gerächt, der den Oesterreicher durchbohrte. Zeigte unser Mann eine stoische Gleichgültigkeit bei dem leichten Risse in seiner Haut, so war dieß nicht der Fall hinsichtlich des unglücklichen Risses in seiner Gallahose.

Er machte sich also am nämlichen Abende, im Bivouac daran, diesem Unfalle abzuhelfen; er zog seinen Schersack aus der Tasche, suchte den besten Faden und seine beste Nadel heraus, steckte den Fingerhut an seinen Finger, und begann am Scheine des Bivouacfeuers seine Schneiderpflicht zu vollziehen, nachdem er vorläufig seine großen Reitstiefel, und dann, wir müssen es gestehen, auch seine Hose ausgezogen, und diese nach außen gekehrt hatte, um somit durch die inwendige Arbeit die Ausbesserung füglicher verbergen zu können.

Diese theilweise Entkleidung war freilich eine kleine Sünde gegen die Disciplin; aber der Kapitain, welcher die Runde machte, konnte sich bei dem Anblicke des

alten Soldaten nicht enthalten, zu lachen, welcher, ernsthaft auf seinen Fersen kauernd, seine Feldmütze auf dem Kopfe, in die Gallauniform gekleidet, die Stiefel neben sich, seine Hose auf seinen Knien, mit der Kaltblütigkeit eines auf seiner Hölle amtirenden Schneiders d'rauflosnähte.

Plötzlich hörte man Kleingewehrfeuer; die Vedetten zogen sich auf ihr Detachement zurück und riefen: „zu den Waffen!“

„Auf's Pferd!“ schrie der Kapitain mit einer Donnerstimme.

„Augenblicklich saßen die Reiter im Sattel; der unglückliche Flicker war Führer des ersten Zuges; ihm fehlte die Zeit, seine Hose wieder nach Gebühr umzuwenden; er fuhr also, ach! in die verkehrte, und schwang sich auf's Pferd, ohne sich Zeit zu nehmen, die Stiefel anzuziehen.

Ein Pulk Kosaken, die Nähe eines Waldes benützend, hatte es versucht, das Detachement zu überrumpeln; das Handgemenge war blutig; unser Mann schäumte vor Wuth; er hielt viel auf seine Effekten, und der Tag war für ihn unheilvoll: seine Hose zerrissen, seine Stiefel verloren! Nie hieb er mit solcher Erbitterung ein; herrliches Mondlicht erleuchtete das Gefecht; die Compagnie konnte die glänzende Tapferkeit des Grenadiers bewundern, der zwei Kosaken tödtete, und mit eigener Hand einen Offizier zum Gefangenen machte.

Nach diesem Scharmützel, in welchem das Detache-

ment seine Stellung behauptete, stellte der Capitain seine Leute in Schlachtordnung, um sie zu beglückwünschen, und befahl dem Flicker, aus dem Zuge zu reiten, um ihn über sein muthiges Benehmen öffentlich zu beloben. Unser Mann hätte auf diesen Triumph gerne verzichtet; allein er mußte gehorchen.

Man denke sich das Erstaunen des Capitains und dessen Reiter, als sie diese große und ernste Gestalt heranreiten sahen, mit den nackten Füssen in den Steigbügeln, und eben so mit nackten Beinen das Pferd lenkend.

Der erstaunte Capitain kam näher, und da er der Beschäftigung des Soldaten im Augenblicke des Rufes zu den Waffen sich erinnerte, begriff er alles.

„Ah, ah, alter Lapin!“ sagte er zu ihm; „Du machst es also wie der König Dagobert? Du ziehst die Hose verkehrt an! . . .“

Trotz der Disciplin wurde dieser Spaß des Capitains mit schwer verhaltenem Ausbruche des Gelächters aufgenommen. Aber unser Mann, aufrecht im Sattel, den linken Daumen auf dem Knopfe der vollkommen geordneten Zügel, den Griff seines Säbels auf seinen rechten Schenkel stützend, bewahrte seine unstörbare Kaltblütigkeit, machte eine halbe Schwenkung, und ritt wieder in das Glied ein, ohne eine Miene zu verziehen, mit den Lobsprüchen seines Capitains beehrt. Von diesem Tage an empfing und behielt François Baudoin den Beinamen Dagobert.

Dagobert befand sich also unter dem Thorwege der Herberge mit Waschen beschäftiget, zum größten Erstaunen einiger Biertrinker, die von der gemeinschaftlichen großen Wirthsstube aus, worin sie beisammen waren, ihn mit neugierigem Auge betrachteten.

In der That war der Anblick wunderlich genug. Dagobert hatte seinen grauen Rock abgelegt, und die Hemdärmel zurückgestreift; mit kräftiger Hand rieb er, sehr viel Seife verbrauchend, ein kleines durchweichtes Taschentuch, über ein Brett gebreitet, dessen unterer Theil in einem Zuber voll Wasser stack; auf seinem rechten, mit kriegerischen rothen und blauen Sinnbildern tattowirten Arme, sah man zwei Narben, so tief, daß man einen Finger hineinlegen konnte.

Ihre Pfeife schmauchend, und ihren Krug Bier leerend, konnten die Deutschen über die auffallende Beschäftigung dieses großen Alten mit langem Knebelbarte, Glatze und abstossendem Gesichte, mit Fug und Recht staunen; denn Dagoberts Züge nahmen einen harten und mürrischen Ausdruck an, sobald er nicht bei den kleinen Mädchen war.

Als er bemerkte, daß er eine fortwährende Aufmerksamkeit auf sich zog, begann er unruhig zu werden, denn was er that, fand er ganz natürlich.

In diesem Augenblicke trat der Prophet unter den Thorweg; den Soldaten gewahrend, betrachtete er ihn einige Sekunden lang sehr aufmerksam; dann näherte er sich ihm, und sagte auf französisch mit ziemlich spöttischem Tone:

„Es scheint, Kamerad, daß Ihr kein Vertrauen auf die Wäscherinnen von Möckern habt?“

Dagobert, ohne sein Waschen einzustellen, runzelte die Stirne, wendete den Kopf zur Hälfte, warf einen Seitenblick auf den Propheten, und antwortete nichts.

Ueber dieses Schweigen erstaunt, fuhr Morok fort:

„Ich irre mich nicht . . Ihr seid ein Franzose, wackerer Mann; diese Worte, welche ich auf Euern Arm tattowirt sehe, zeigen es zur Genüge, und dann erkennt man aus Eurem militärischen Gesichte den alten Soldaten des Kaiserreiches. Daher will es mich bedünken, daß für einen Helden . . . Ihr ein etwas kunkelartiges Ende nehmet.“

Dagobert blieb stumm, doch biß er seinen Knebelbart mit den Zähnen, und gab dem Stücke Seife, womit er das Weißzeug wusch, die schleunigste, wo nicht vielmehr die zornigste Bewegung des hin und her; denn das Gesicht und die Worte des Thierbändigers mißfielen ihm mehr, als er es erscheinen lassen wollte.

Weit entfernt, sich abweisen zu lassen, fuhr der Prophet fort:

„Ich bin überzeugt, mein wackerer Mann, daß Ihr weder taub noch stumm seid; warum wollt Ihr mir also nicht antworten?“

Dagobert, der die Geduld verlor, kehrte hastig den Kopf um, schaute Morok gerade in's Gesicht, und sagte ihm mit grobem Tone:

„Ich kenn' Euch nicht! Ich will Euch nicht kennen; laßt mich im Frieden! ...“

Und er machte sich wieder an sein Geschäft.

„Aber man macht Bekanntschaft ... ein Glas Rhein-Wein trinkend; wir wollen von unsern Feldzügen sprechen ... denn ich habe auch den Krieg gesehen, das sag' ich Euch; dieß wird Euch vielleicht höflicher machen.“

Die Adern der kahlen Stirne Dagoberts schwollen stark an; er fand in dem Blicke und Tone seines aufdringlichen Gesellschafters etwas spöttisch Herausforderndes; dennoch bezwang er sich.

„Ich frage Euch, warum Ihr nicht ein Glas Wein mit mir trinken möchtet; .. wir würden von Frankreich sprechen ... Ich bin lange dort gewesen; es ist ein schönes Land. Daher, wenn ich irgendwo Franzosen antreffe, ... fühl' ich mich geschmeichelt ... vorzüglich wenn sie die Seife so gut handhaben, wie Ihr; hätte ich eine Haushälterin ... ich würde sie zu Euch in die Schule schicken.“

Der Spott war nicht zu verkennen; Verwegenheit und Hohn las man in des Propheten trotzigem Blicke. Bedenkend, daß mit einem solchen Gegner der Streit ernsthaft werden könnte, den Dagobert um jeden Preis vermeiden wollte, trug er den Zuber fort, und stellte ihn auf die andere Seite des Thorweges, in der Hoffnung, dadurch einen Auftritt zu beendigen, der seine Geduld auf eine harte Probe setzte.

Ein Blitz der Freude funkelte in den fahlen Augen

des Thierbändigers. Der weiße Ring, welcher seinen Augapfel umkreisete, schien sich zu erweitern; er tauchte zwei oder dreimal die gekrümmten Finger in seinen langen gelblichen Bart, zum Zeichen der Befriedigung, dann ging er langsam auf den Soldaten zu, von einigen Neugierigen aus der großen Wirthsstube gefolgt.

Ungeachtet seines kalten Blutes, war doch Dagobert so erstaunt und außer sich wegen der unverschämten Zudringlichkeit des Propheten, daß er anfangs Lust fühlte, ihm sein Waschbrett am Kopfe zu zerschlagen; aber an die Waisen denkend, beherrschte er sich.

Mit auf der Brust verschränkten Armen sagte Morok in grobem, beleidigenden Tone:

„In der That, Ihr seid nicht höflich, Seifenmann!—" dann, gegen die Zuschauer sich wendend, fuhr er auf deutsch fort: „Ich habe diesem Franzosen mit langem Knebelbarte gesagt, daß er nicht höflich ist . . . Wir wollen sehen, was er antworten wird; man wird es ihm vielleicht sagen müssen, was er zu thun hat; der Himmel bewahre mich, ein Händelsucher zu sein, —" fügte er mit Salbung bei, — „aber der Herr hat mich erleuchtet, ich bin sein Werk, und aus Ehrfurcht für ihn, muß ich seinem Werke Achtung verschaffen . . ."

Diese mystische und freche Aeußerung gefiel den Neugierigen sehr; der Ruf des Propheten war bis nach Möckern gedrungen; sie rechneten auf eine Vorstellung am andern Tage, und dieses Vorspiel ergötzte sie ungemein.

Die Ausforderung seines Gegners hörend, konnte Dagobert sich nicht enthalten, ihm zu erwiedern:

„Ich verstehe deutsch . . . sprecht deutsch, man wird's verstehen . . .“

Neue Zuschauer kamen, und schlossen sich den andern an; das Abenteuer wurde anziehend; und um die beiden Sprecher ein Kreis gebildet.

Der Prophet wiederholte auf deutsch:

„Ich sagte, daß Ihr nicht höflich wäret, und nun werde ich sagen, daß Ihr unverschämt grob seid; was werdet Ihr darauf antworten?“

„Nichts, . . .“ versetzte Dagobert gelassen, indem er ein anderes Stück des Weißzeuges zu waschen begann.

„Nichts, . .“ entgegnete Morok; „das ist wenig, ich werde kürzer sein, und Euch sagen, daß wenn ein ehrlicher Mann einem Fremden artig ein Glas Wein anbietet, dieser Fremde nicht das Recht habe, grob zu antworten, und verdiene, daß man ihn Lebensart lehre.“

Dicke Schweißtropfen rannen über Dagoberts Stirne und Wangen; sein breiter Bart war durch ein krampfhaftes Zucken fortwährend in Bewegung; aber er hielt an sich; er faßte das so eben eingeweichte Taschentuch an zwei Enden, schüttelte es, rang es, um das Wasser herauszupressen, und fing an, zwischen seinen Zähnen das alte Casernlied zu humsen:

„Aus Tirlemont, dem Teufelsnest,
Geht's fort mit Tagesspur,
Mit meinem Säbel nur,
Sag Lebewohl der . . . ꝛc. ꝛc."

(Wir unterdrücken das Ende der ein wenig allzufrei lautenden Strophe.)

Das Schweigen, wozu sich Dagobert verurtheilte, erstickte ihn; dieses Lied erleichterte ihn wieder.

Morok, sich gegen die Zuschauer wendend, sagte zu ihnen mit der Miene erkünstelter Scheinheiligkeit:

„Wir wissen wohl, daß die Soldaten Napoleons Heiden waren, die aus den Kirchen Pferdeställe machten, Gott täglich hundertmal beleidigten, und zur Bestrafung in der Berezina ersäuft und zerschmettert wurden, wie Pharaoniten; aber wir wußten nicht, daß Gott, um diese Ungläubigen zu züchtigen, ihnen auch den Muth genommen habe, ihre einzige gute Eigenschaft! .. Hier ist ein Mann, der in mir ein von der Gnade Gottes erfülltes Wesen beschimpft hat, und sich stellt, als verstehe er mein Verlangen seiner Entschuldigung nicht... außerdem . . ."

„Was außerdem?" erwiederte Dagobert, ohne den Propheten anzusehen.

„Außerdem . . . Ihr mir Genugthuung geben werdet. Ich sagte es Euch, daß auch ich den Krieg gesehen habe; wir werden hier wohl irgendwo zwei Säbel finden, und morgen früh mit Tagesanbruch hinter einer Mauerwand sehen können, von welcher Farbe un=

ser Blut ist . . . wenn Ihr Blut in Euren Adern habt! . ."

Diese Ausforderung begann die Zuschauer ein wenig zu erschrecken, die eine so tragische Entwickelung nicht erwarteten.

„Ihr wollt Euch schlagen? Ein sauberer Gedanke!" rief der Eine aus, — „damit Ihr Beide eingesteckt werdet . . . die Duellgesetze sind streng."

„Vorzüglich wenn von geringen Leuten oder von Fremden die Rede ist," erwiederte ein Anderer. „Wenn Euch der Bürgermeister mit den Waffen in der Hand überraschte, würde er Euch provisorisch in's Gefängniß werfen, worin Ihr zwei oder drei Monate bis zu Eurer Aburtheilung schmachten dürftet."

„Wäret Ihr denn fähig, uns anzuzeigen?" fragte Morok.

„Nein, gewiß nicht!" sagten die Bürger. — „Gleicht Euch aus . . . das ist ein freundschaftlicher Rath, den wir Euch geben . . . Benützt ihn, wenn Ihr wollet . . ."

„Was liegt mir am Gefängnisse!" rief der Prophet aus. „Fände ich nur zwei Säbel . . . und man würde sehen, ob ich morgen früh an das denke, was der Bürgermeister zu sagen oder zu thun belieben würde."

„Was würdet Ihr mit zwei Säbeln thun?" fragte Dagobert pflegmatisch den Propheten.

„Wenn Ihr den einen davon in der Hand haben werdet, und ich den andern, dann werdet Ihr es sehen . . . Gott befiehlt, seiner Ehre zu warten! . . ."

Dagobert zuckte die Achseln, packte das Weißzeug in sein Taschentuch, wischte die Seife ab, wickelte sie sorgfältig in ein Säckchen von Weißleinwand, dann, seine Lieblingsarie von Tirlemont zwischen den Zähnen pfeifend, that er einen Schritt vorwärts.

Der Prophet runzelte die Stirne; er begann zu fürchten, daß seine Ausforderung vergeblich seyn möchte. Mit zwei Schritten stellte er sich Dagobert gegenüber, als wollte er ihm den Weg versperren; dann sagte er zu ihm, die Arme auf der Brust kreuzend, und ihn mit dem bittersten Uebermuthe messend:

„Also ein alter Soldat dieses Räubers Napoleon, ist zu nichts gut, als zum Gewerbe einer Wäscherin, und er verweigert es, sich zu schlagen! . . .“

„Ja, er verweigert es, sich zu schlagen . . .“ antwortete Dagobert mit fester Stimme, indem er blaß wie der Tod wurde.

Niemals vielleicht hatte der Soldat den seiner Pflege anvertrauten Waisen ein glänzenderes Zeichen von Zärtlichkeit und Aufopferung gegeben. Für einen Mann von seinem Schlage, sich so unbestraft beschimpfen zu lassen,[1] und zu verweigern, sich zu schlagen, war ein unermeßliches Opfer.

„Wohlan, Ihr seyd eine Memme . . . Ihr fürchtet Euch . . . Ihr gesteht es . . .“

Bei diesen Worten fuhr Dagobert, wenn man so sagen kann, mit einem Rucke in sich selbst zusammen, als ob in dem Augenblicke, da er sich auf den Pro=

pheten stürzen wollte, ein plötzlicher Gedanke ihn zurückgehalten hätte.

In der That hatte er so eben an die zwei jungen Mädchen gedacht, und an die traurigen Hindernisse, welche ein glückliches oder unglückliches Duell ihrer Reise in den Weg stellen konnte.

Aber diese Zornbewegung des Soldaten . . . obgleich blitzschnell, war so bezeichnend, der Ausdruck seines rauhen, blassen und schweißbedeckten Gesichtes so schrecklich, daß der Prophet und die Neugierigen einen Schritt zurückwichen.

Ein tiefes Schweigen herrschte während einiger Sekunden, und durch einen plötzlichen Umschwung ging die allgemeine Theilnahme auf Dagobert über. Einer von den Zuschauern sagte zu den ihn Umgebenden:

„In der That, dieser Mann ist keine Memme . ."

„Nein, gewiß nicht."

„Es gehört oft mehr Muth dazu, es zu verweigern, sich zu schlagen, als einzuwilligen."

„Jedenfalls hat der Prophet Unrecht gehabt, einen schlechten Streithandel anzufangen; er ist ein Fremder . . ."

„Und wenn er sich als Fremder schlüge, und erwischt würde, könnte er hübsch lange im Gefängnisse sitzen."

„Und endlich . . ." fügte ein Anderer bei, — „reiset er mit zwei jungen Mädchen. Kann er sich in einer solchen Lage wegen einer Lumperei schlagen? . .

Wäre er getödtet oder im Gefängnisse, was würde aus den armen Kindern werden?"

Dagobert wendete sich gegen jenen von den Zuschauern, der so eben diese Worte gesprochen hatte. Er sah einen dicken Mann von offenem, treuherzigem Gesichte; der Soldat reichte ihm die Hand, und sagte mit bewegter Stimme:

„Ich danke, mein Herr!"

Der Deutsche drückte herzlich die ihm von Dagobert gebotene Hand.

„Mein Herr," sagte er, indem er die Hand des Soldaten immer in der seinigen hielt, — „thut mir die Gefälligkeit . . . nehmet eine Bowle Punsch von uns an; wir werden wohl diesen Teufel von einem Propheten zwingen, einzugestehen, daß er zu empfindlich war, und mit uns zu trinken."

Bisher hatte der Thierbändiger, über den Ausgang dieser Scene ergrimmt, da er hoffte, der Soldat würde die Ausforderung annehmen, mit wilder Verachtung Diejenigen angeblickt, die seine Partei verließen; nach und nach wurden seine Züge sanfter; da er es für seine Pläne nützlich hielt, seinen Unwillen zu verhehlen, nahte er sich dem Soldaten, und sagte mit Wohlwollen:

„Gut, ich gehorche diesen Herren; ich gestehe, daß ich Unrecht gehabt habe; Euer schlechter Empfang hatte mich geärgert; ich war meiner selbst nicht mehr mächtig . . . ich bekenne wiederholt mein Unrecht . . ."

fügte er mit verbissenem Grimme bei; „der Herr befiehlt Demüthigung . . . Ich bitte Euch um Entschuldigung . . .“

Dieser Beweis von Mäßigung und Reue fand bei den Zuschauern Anerkennung und lebhaften Beifall.

„Er bittet Euch um Vergebung; habet Ihr nichts darauf zu antworten, mein Braver?“ äußerte Einer von ihnen, zu Dagobert gewendet; „trinken wir miteinander; wir machen diese Einladung mit aufrichtigem Herzen; nehmt sie eben so an!“

„Ja, nehmet sie an, wir bitten Euch darum im Namen Eurer hübschen kleinen Mädchen,“ sagte der dicke Mann, um Dagobert desto leichter zu bestimmen.

Dieser, von dem herzlichen Entgegenkommen der Deutschen gerührt, antwortete ihnen:

„Ich danke, meine Herren . . . Ihr seyd würdige Leute. Aber wenn man die Einladung, zu trinken, angenommen hat, muß man auch seinerseits zu trinken auftischen . . .“

„Gut denn, wir nehmen es an . . . das versteht sich . . . jeder, wie ihn die Reihe trifft . . . das ist nicht mehr als billig. Wir werden die erste Bowle Punsch bezahlen, und Ihr die zweite.“

„Armuth ist keine Schande,“ erwiederte Dagobert. „Daher sag' ich Euch ganz offen, daß ich nicht im Stande bin, Euch, wenn die Reihe an mich kommt, zu trinken aufzutischen; wir haben noch einen weiten Weg zu machen, und ich darf mir keine unnütze Ausgabe erlauben.“

Der Soldat sprach diese Worte mit so einfacher, aber so fester Würde, daß die Deutschen ihr Anerbieten nicht mehr zu erneuern wagten, wohl einsehend, daß ein Mann von Dagoberts Charakter es ohne Demüthigung nicht annehmen konnte.

„Desto schlimmer," erwiederte der dicke Mann; „es wäre mir recht lieb gewesen, mit Euch zu trinken. — Guten Abend, mein braver Soldat!... guten Abend!... Es ist schon spät... der Wirth zum weißen Falken wird uns die Thüre weisen."

„Guten Abend, meine Herren," sagte Dagobert, indem er gegen den Stall ging, um seinem Pferde die zweite Hälfte des Futters zu geben.

Morok näherte sich ihm, und sagte in einem immer demüthigeren Tone:

„Ich habe mein Unrecht gestanden, und Euch um Entschuldigung und Vergebung gebeten... Ihr habt mir nichts geantwortet... seyd Ihr noch böse auf mich?" —

„Treffe ich Dich jemals wieder... wenn meine Kinder meiner nicht mehr bedürfen," — sagte der Veteran mit dumpfer und gepreßter Stimme, — „werde ich Dir zwei Worte sagen, die gewiß nicht lang sind."

Dann kehrte er dem Propheten hastig den Rücken, der langsam den Hof verließ.

Das Wirthshaus zum weißen Falken bildete ein gleichlaufendes Viereck. Auf dem einen seiner End-Punkte erhob sich das Hauptgebäude; auf dem andern

lagen die Nebengebäude, mit einigen an arme Reisende zu geringem Preise vermietheten Zimmer; ein gewölbter Durchgang, in der Dicke jenes Hauptgebäudes angebracht, ging auf das Feld; endlich lagen auf jeder Seite des Hofes Schoppen und Scheunen, welche Speicher und Dachstuben über sich hatten.

Dagobert, in einen der Ställe tretend, nahm aus einem Kasten eine bereits hergerichtete Ration Haber für sein Pferd, schüttete ihn dann in eine Futterschwinge, und rüttelte diese, indem er sich Jovial näherte.

Zu seinem großen Erstaunen antwortete sein alter Reisekumpan nicht durch ein freudiges Wiehern auf das Rascheln des Habers im Weidensiebe; darob unruhig, rief er Jovial mit freundlichem Tone zu; doch dieser, anstatt sein kluges Auge gegen seinen Herrn zu wenden, und mit den Vorderfüssen ungeduldig zu stampfen, blieb unbeweglich.

Mit steigender Bestürzung näherte sich ihm der Soldat.

Bei dem schwachen Scheine einer Stallaterne sah er das arme Thier in einer Stellung, welche Schrecken verkündete; die Kniekehlen halb gebogen, mit dem Kopfe schnoppernd, mit schauernden Nüstern, zerrte es an seinem Halfterriemen, als hätte es ihn zerreißen wollen, um sich von der Scheidewand zu entfernen, auf die seine Krippe und die Raufe sich stützten; ein heftiger kalter Schweiß bildete auf seiner Haut bläuliche Flecken,

und sein Haar, anstatt glatt und silberfarben aus dem dunkeln Hintergrunde des Stalles hervorzutreten, war durchaus spießig, das heißt: glanzlos und straubig, und von Zeit zu Zeit befiel den Leib ein krampfhaftes Zusammenfahren.

„Nun, nun, alter Jovial," sagte der Soldat, die Futterschwinge auf den Boden stellend, um endlich seinem Pferde liebkosen zu können; „bist Du denn, wie Dein Herr . . . hast Du Furcht?" fügte er mit Bitterkeit bei, der erlittenen Beleidigung eingedenk. „Du hast Furcht, und bist doch keine Gewohnheitsmemme . . ."

Ungeachtet der Stimme und Liebkosungen seines Herrn fuhr das Pferd doch fort, Zeichen von Schrecken zu geben; aber es zerrte weniger an seinem Halfter-Riemen, und näherte Dagoberts Hand seine Nüstern zögernd und geräuschvoll witternd, wie wenn es zweifelte, ob er es wäre.

„Du erkennst mich nicht mehr!" rief Dagobert aus; „es muß also hier etwas Außerordentliches vorgehen."

Der Stall war geräumig, düster, und kaum durch die Laterne erhellt, die an der mit zahllosen Spinnen-Geweben überzogenen Decke hing; an dem andern Ende, und von Jovial durch einige mit Barren bezeichnete Plätze getrennt, sah man die drei kräftigen, schwarzen Pferde des Thierbändigers . . . eben so ruhig, als Jovial zitternd und erschreckt war.

Dagobert fand diesen Unterschied des Benehmens auffallend, worüber er bald Aufschluß erhalten sollte,

liebkosete von neuem sein Pferd, welches, durch die Anwesenheit seines Herrn nach und nach beruhigt, ihm die Hände leckte, seinen Kopf an ihm rieb, sachte wiherte, und ihm, wie sonst, tausend Beweise von Zuneigung gab.

„So recht! So seh' ich Dich gerne, mein alter Jovial," — sagte Dagobert, indem er die Futterschwinge wieder nahm, und ihren Inhalt in die Krippe schüttete. „Komm, friß . . . guten Appetit; wir haben morgen einen langen Marsch vor uns. Und vorzüglich sei mir nicht mehr so einfältig furchtsam wegen nichts. Wäre Dein Kamerad Rabat-Joie hier . . . da würdest Du beruhiget seyn . . . aber er ist dort oben bei den Kindern; er ist ihr Beschützer in meiner Abwesenheit . . . Also, friß doch . . . anstatt mich anzugaffen!"

Aber das Pferd rührte den Haber nur mit der Spitze seiner Lippen auf, um seinem Herrn zu gehorchen, ließ ihn dann liegen, und begann Dagoberts Rockärmel ein wenig zu beißen.

„Ah, mein armer Jovial . . . Es fehlt Dir etwas, da Du sonst mit so gutem Appetite frissest . . . Du lassest Deinen Haber unberührt . . . Seit unserer Abreise begegnet ihm dieß zum Erstenmale," sagte der Soldat, ernstlich bange; denn der Ausgang seiner Reise hing großentheils von der Kraft und Gesundheit seines Pferdes ab.

Ein furchtbares und so nahes Brüllen, daß es aus dem Stalle selbst zu kommen schien, überraschte Jovial

dergestalt, daß er mit einem Rucke seinen Halfterriemen zerriß, über die Barre setzte, die seinen Stand bezeichnete, an die offene Thüre rannte, und in den Hof entfloh.

Dagobert hatte sich bei diesem plötzlichen, gewaltigen, wildem Gebrülle eines Schauders nicht erwehren können; nun konnte er sich den Schrecken seines Pferdes erklären.

Der benachbarte Stall, worin sich die wandernde Menagerie des Thierbändigers befand, war nur durch die Scheidewand getrennt, auf welche sich die Krippen stützten: die drei Pferde des Propheten, an dieses Geheul gewöhnt, waren ruhig geblieben.

„Gut, gut,“ sagte der beruhigte Soldat, „jetzt begreife ich's, . . . ohne Zweifel hatte Jovial schon ein solches Brüllen gehört; er witterte da die Thiere des groben Spitzbuben, und mehr bedurfte es nicht, ihn zu erschrecken,“ fügte der Soldat bei, indem er den Haber in der Krippe sorgfältig auffaßte; „ist er einmal in einem andern Stalle, der sich hier wohl auftreiben läßt, so wird er sein Mäßchen Haber nicht liegen lassen, und wir werden morgen frühzeitig unsern Weg fortsetzen können.“

Nach allerlei Sprüngen und Sätzen im Hofe kam das Pferd auf den Ruf seines Herrn zurück, der es leicht an seiner Halfter faßte; ein Stallknecht, welchen Dagobert fragte, ob er nicht einen andern leeren Stall habe, wies ihm einen an, worin nur ein einziges

Pferd Platz hatte; Jovial wurde dort passend untergebracht.

Einmal von seiner wilden Nachbarschaft erlöset, wurde das Pferd wieder ruhig, und heiterte sich auf Kosten des Rockes von Dagobert auf, welcher, Dank jenen Schäckereien, diesen Abend sein Schneidertalent hätte benützen können; aber er beschränkte seine Gedanken bloß auf die Bewunderung der Behendigkeit, womit Jovial sein Futter verschlang.

Vollständig beruhiget, verschloß der Soldat die Stallthüre, beeilte sich, zu Nacht zu speisen, um sodann wieder zu den Waisen zu kommen, und machte sich Vorwürfe darüber, sie so lange Zeit allein zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Rose und Blanche.

Die Waisen bewohnten in einem der abgelegensten Gebäude des Wirthshauses ein kleines verfallenes Zimmer, dessen einz'ges Fenster die Aussicht auf das Feld bot; ein Bett ohne Vorhänge, ein Tisch und zwei Stühle, bildeten die mehr als bescheidene Einrichtung dieses, von einer Lampe erleuchteten Rumpelwinkels; auf dem zum Fenster gestellten Tische lag Dagoberts Tornister.

Rabat-Joie, der große fahle Hund aus Sibirien, welcher bei der Thüre lag, hatte schon zweimal dumpf gemurrt, den Kopf gegen das Fenster wendend, ohne jedoch diesem feindlichen Benehmen eine weitere Folge zu geben.

Die beiden Schwestern, die das einzige Bett theilten, waren in große weiße Pudermäntel gehüllt, am Halse und an den Aermeln zugeknöpft. Sie trugen keine Mütze; ein breites Zwirnband gürtete an den Schläfen ihre schönen kastanienbraunen Haare, damit diese während der Nacht sich nicht verwirrten. Diese weißen Kleider, diese Art von weißem Heiligenscheine um ihre Stirne, verliehen ihren frischen und lieblichen Zügen einen noch holdseligeren Charakter.

Die Waisen lachten und schwatzten; denn ungeachtet ihrer frühzeitigen Kümmernisse, bewahrten sie den ihrem Alter eigenthümlichen Frohsinn; die Erinnerung an ihre Mutter betrübte sie bisweilen; aber diese Traurigkeit hatte nichts Bitteres; sie war vielmehr eine süße Melancholie, welche sie suchten, statt sie zu fliehen; für sie war die von ihnen stets angebetete Mutter nicht todt . . . nur abwesend.

In religiöser Beziehung waren sie fast eben so unwissend, wie Dagobert; denn in der Wüste, worin sie gelebt, gab es weder eine Kirche, noch einen Priester; sie glaubten nur, wie gesagt, daß Gott, gerecht und gut, so viel Mitleiden mit den armen Müttern fühle, deren Kinder auf der Erde zurückblieben, daß sie, Dank seiner

Huld, vom hohen Himmel herab sie immer sehen und hören könnten, und daß sie ihnen bisweilen schöne Schutzengel als Hüter sendeten.

In Folge dieser treuherzigen Täuschung fühlten die Waisen, überzeugt, daß ihre Mutter unaufhörlich sie überwache, sie würden durch Bösesthun sie betrüben, und den Schutz der guten Engel verwirken.

Hierauf beschränkte sich die Theologie von Rose und Blanche, eine für diese liebenden und unschuldigen Seelen genügende Theologie.

An diesem Abende schwatzten die beiden Schwestern, Dagobert erwartend.

Ihre Unterhaltung interessirte sie sehr; denn seit einigen Tagen hatten sie ein Geheimniß, ein großes Geheimniß, welches manchmal ihr jungfräuliches Herz schlagen machte, ihren wachsenden Busen bewegte, das Rosige ihrer Wangen zum Incarnat erhöhte, und bisweilen mit unruhigem und träumerischen Schmachten ihre großen Augen von so süßem Blau umschleierte.

Rose lag an diesem Abende am Rande des Bettes, ihre zwei vollen Arme über dem Kopfe gekreuzt, den sie halb gegen ihre Schwester wendete; diese, ihre Elbogen auf den Kopfpfühl stützend, betrachtete sie lächelnd, und sagte:

„Glaubst Du, daß er noch heute Nacht kommt?"

„Ja; denn gestern ... hat er es uns versprochen."

„Er ist so gut ... er wird sein Versprechen wohl halten."

„Und auch so hübsch mit seinen langen blonden Locken."

„Und sein Name . . . welch' ein lieblicher Name! . . wie paßt er so gut zu seinem Gesichte!"

„Und welch' süßes Lächeln, und welch' eine süße Stimme, wenn er, uns bei der Hand fassend sagt: „„Meine Kinder, lobpreiset Gott, daß er Euch die gleiche Seele gegeben hat . . . Was man anderwärts sucht, werdet Ihr in Euch selbst finden.""

„„Weil Eure zwei Herzen nur eines ausmachen . . ."" hat er beigefügt.

„Welches Glück für uns, daß wir aller seiner Worte uns erinnern, meine Schwester!"

„Wir sind so aufmerksam . . . sieh . . . wenn ich sehe, wie Du ihn anhörest, so ist's, als sähe ich mich selbst ihn anhören, mein lieber kleiner Spiegel!" sagte Rose lächelnd, und drückte einen Kuß auf die Stirne ihrer Schwester. „Nun denn, wenn er spricht, so sind Deine Augen . . . oder vielmehr unsere Augen groß, weit offen, unsere Lippen bewegen sich, als ob wir für uns jedes seiner Worte wiederholten . . . Es ist gar kein Wunder, daß wir nichts von dem vergessen, was er sagt."

„Und was er sagt, ist so schön, so edel, so hochherzig!"

„Dann, nicht wahr, meine Schwester, welche gute Gedanken fühlt man, in dem Maße als er spricht, in sich entstehen! Wenn wir uns ihrer nur immer erinnerten . . ."

„Sei ruhig, sie werden in unserm Herzen bleiben, wie kleine Vögel in dem Neste ihrer Mutter."

„Weißt Du, Rose, daß es ein großes Glück ist, daß er uns Beide zugleich liebt."

„Er könnte gar nicht anders, da wir zwei nur ein Herz haben."

„Wie könnte man Rose lieben, ohne Blanche zu lieben?"

„Was würde aus der armen Verlassenen geworden seyn?"

„Und dann wär' er auch wegen der Wahl sehr in Verlegenheit gewesen."

„Wir sehen uns so ähnlich."

„Daher hat er, um sich diese Verlegenheit zu ersparen," sagte Rose lächelnd, „uns alle zwei gewählt."

„Ist dieß nicht besser? Er ist allein, uns zu lieben; unser sind zwei, seine Liebe zu erwiedern."

„Wenn er uns nur nicht verläßt bis Paris."

„Und daß wir ihn ja . . . in Paris auch sehen."

„Vorzüglich in Paris . . . wie gut wird es seyn, ihn bei uns zu haben . . . und bei Dagobert . . . in dieser großen Stadt . . . Mein Gott, Blanche, wie schön muß es seyn?"

„Paris? . . . das muß wie eine goldene Stadt seyn . . ."

„Eine Stadt, worin Jedermann glücklich seyn muß . . . weil sie so schön ist . . ."

„Aber wir, wir armen Waisen, dürfen wir es auch

nur wagen, hineinzugehen? . . . Wie wird man uns angaffen?"

„Ja . . . aber weil dort Jedermann glücklich ist, wird auch dort Jedermann gut seyn."

„Und man wird uns Vergnügen machen . . ."

„Und dann werden wir bei unserm Freunde seyn . . . mit den blonden Haaren und schwarzen Augen."

„Er hat uns noch nichts von Paris gesagt . . ."

„Er wird nicht daran gedacht haben. Wir müssen heute Nacht mit ihm davon sprechen."

„Wenn er aufgelegt ist, zu sprechen . . . denn oft, Du weißt es, scheint er uns lieber schweigend zu betrachten, seine Augen auf unsere Augen heftend."

„Ja, und in solchen Augenblicken erinnert mich sein Blick bisweilen an den Blick unserer geliebten Mutter."

„Und sie . . . wie glücklich wird sie wegen dessen seyn, was uns begegnet . . . weil sie uns sieht."

„Denn wenn man uns so sehr liebt, so geschieht's ohne Zweifel, weil wir es verdienen . ."

„Da sieht man die Eitle . . .," sagte Blanche, mit den Spitzen ihrer zarten Finger die auf der Stirne ihrer Schwester zerstreuten Haare glättend.

Nach einer Pause des Nachdenkens sagte Rose:

„Meinst Du nicht, daß wir Dagobert alles erzählen sollten?"

„Wenn Du glaubst . . . thun wir's . . ."

„Wir sagen ihm alles, wie wir alles unserer Mutter sagten; warum ihm etwas verhehlen?"

„Und besonders etwas, was für uns ein so großes Glück ist.“

„Findest Du nicht, daß, seitdem wir unsern Freund kennen, unser Herz schneller und stärker schlägt?“

„Ja, man möchte sagen, es sei voller.“

„Das ist ganz natürlich, da unser Freund einen hübschen guten Platz darin einnimmt.“

„Daher werden wir gut thun, Dagobert zu sagen, welcher unser guter Stern gewesen ist.“

„Du hast Recht.“

In diesem Augenblicke murrte der Hund wieder dumpf.

„Meine Schwester,“ sagte Rose, sich an Blanche schmiegend, — „hör doch, der Hund murrt schon wieder: was giebt's denn?“

„Rabat-Joie . . . murre nicht, — komm her!“ rief Blanche, mit ihrer kleinen Hand auf die Bettleiste klopfend.

Der Hund stand auf, ließ noch ein dumpfes Murren vernehmen, und legte seinen großen klugen Kopf auf die Bettdecke, beharrliche Seitenblicke gegen das Fenster werfend; die beiden Schwestern neigten sich, um seiner breiten Stirne zu liebkosen, die in der Mitte durch eine merkwürdige Hervorragung höckerig war, ein unfehlbares Zeichen von großer Reinheit der Raçe.

„Warum murrest Du denn immer so, Rabat-Joie,“ sagte Blanche, ihn leicht an den Ohren ziehend, „he! mein guter Hund?“

„Armes Thier! Er ist immer so unruhig, wenn Dagobert nicht da ist!“

„Es ist wahr; man möchte sagen, er wüßte, daß er dann noch mehr auf uns Acht haben müsse.“

„Meine Schwester, mich dünkt, daß Dagobert lange säumet, uns gute Nacht zu sagen.“

„Vermuthlich füttert er Jovial.“

„Da fällt mir eben ein, daß wir auch unserm alten Jovial keine gute Nacht gegeben haben.“

„Das thut mir leid.“

„Armes Thier . . . schaut so zufrieden d'rein, wenn es uns die Hände leckt . . . Man möchte glauben, es dankte für unsern Besuch.“

„Glücklicherweise wird Dagobert ihm für uns gute Nacht gesagt haben.“

„Der gute Dagobert! Er beschäftiget sich immer mit uns; wie er uns verwöhnt! . . Wir spielen die Trägen, und er bürdet sich alle Mühe auf . . .“

„Was sollen wir thun, um ihn daran zu hindern?“

„Welch' ein Unglück, nicht reich zu sein, um ihm ein wenig Ruhe zu verschaffen!“

„Reich . . . wir . . . ach, meine Schwester . . . wir werden immer arme Waisen bleiben!“

„Aber diese Medaille dann?“

„Ohne Zweifel ist irgend eine Hoffnung damit verbunden; sonst hätten wir diese große Reise nicht gemacht.“

„Dagobert hat versprochen, uns heute Abend alles

zu sagen.“ Das junge Mädchen konnte nicht fortsprechen.

Zwei Fensterscheiben flogen mit lautem Klirren in Stücke.

Die Waisen stießen einen Schrei des Schreckens aus, und stürzten einander in die Arme, während der Hund mit wüthendem Gebelle gegen den Kreuzstock sprang.

Bleich, zitternd, angsterstarrt, in fester, wechselseitiger Umschlingung, wagten die beiden Schwestern nicht, zu athmen, ja in ihrem Schrecken nicht einmal einen Blick nach dem Fenster zu werfen.

Rabat-Joie, die Vorderpfoten auf das Gesims stützend, hörte nicht auf, grimmig zu bellen.

„Ah! . . was ist's denn?“ flüsterten die Waisen — „und Dagobert ist nicht da.“

Dann rief Rose plötzlich aus, Blanche am Arme fassend:

Horch! . . Horch! . . man steigt die Treppe herauf.“

„Mein Gott! . . das scheint mir nicht Dagoberts Gang zu sein; hörst Du, wie dumpf diese Schritte sind?“

„Rabat-Joie! geschwind hierher . . . vertheidige uns!“ riefen die beiden Schwestern im höchsten Schrecken.

In der That erdröhnten die hallenden Stufen der hölzernen Treppe unter Schritten von außerordentlichem Gewichte, und eine Art sonderbaren Anstreifens rauschte

die kleine Wand entlang, welche das Zimmer vom Treppenabsatze trennte.

Endlich erschütterte sie ein schwerfälliger Körper heftig, der vor der Thüre zu Boden fiel.

Die jungen Mädchen, vor Schrecken außer sich, blickten sich schweigend an.

Die Thüre ging auf.

Dagobert war's.

Bei seinem Anblicke umarmten sich Rose und Blanche freudig, als wären sie so eben einer großen Gefahr entgangen.

„Was fehlt Ihnen? Warum diese Furcht?" fragte sie der Soldat bestürzt.

„Oh! wenn Du wüßtest! . ." sagte Rose mit bebender Stimme, denn ihr und ihrer Schwester Herz schlugen heftig.

„Wenn Du wüßtest, was so eben geschehen ist . . . Dann haben wir Deinen Gang nicht erkannt . . . Er schien uns so schwerfällig . . . und dann dieses Getöse . . . hinter der Wand . . ."

„Aber, meine kleinen Furchtsamen, ich konnte die Treppe nicht mit fünfzehnjährigen Beinen ersteigen, da ich mein Bett auf dem Rücken trug, das heißt: einen Strohsack, den ich so eben hinter Ihre Thüre geworfen habe, um wie gewöhnlich darauf zu schlafen."

„Mein Gott, was wir für Närrchen sind, meine Schwester, daß wir an dieß nicht gedacht haben!" sagte Rose, mit einem Blicke auf Blanche.

Und diese beiden schönen Gesichter, gleich blaß, bekamen auch miteinander ihre Farbe wieder.

Während dieser Scene hörte der Hund, immer gegen das Fenster gewendet, nicht auf, zu bellen."

„Was fehlt denn Rabat-Joie, daß er immer gegen jene Seite hin bellt, meine Kinder?" fragte der Soldat.

„Wir wissen es nicht . . . man hat so eben zwei Fensterscheiben zerbrochen, was uns zuerst einen so heftigen Schrecken gemacht hat."

Ohne ein Wort zu erwiedern, sprang Dagobert an das Fenster, öffnete es rasch, stieß den Sommerladen seitwärts, und neigte sich hinaus . . .

Er sah nichts . . . als die schwarze Nacht.

Er horchte . . . er hörte nichts, als das Brausen des Windes.

„Rabat-Joie," — sagte er zu seinem Hunde, ihm das offene Fenster zeigend . . . „spring hinaus, mein Alter, und such!"

Das muthige Thier machte einen furchtbaren Satz, und verschwand durch den Kreuzstock, der nur etwa acht Fuß über den Boden sich erhob.

Dagobert, hinaus sich neigend, feuerte seinen Hund mit Worten und Geberden an.

„Such, mein Alter, such . . . Findest Du Einen, so pack ihn; Deine Hackenzähne sind gut . . . und laß ihn nicht los, bis ich hinabkomme!"

Rabat-Joie fand Niemand.

Man hörte ihn gehen und kommen, auf allen Seiten eine Spur suchend, bisweilen einen dumpfen Schrei ausstossend, wie ein aufspürender Windhund.

„Es ist also Niemand da, mein tapferer Hund; denn wäre Jemand da, so hättest Du ihn schon an der Kehle gefaßt.“ Dann, gegen die jungen Mädchen gewendet, die auf seine Worte horchten, und mit Bangigkeit seinen Bewegungen folgten, fragte er:

„Wie wurden die Fensterscheiben zerbrochen? Meine Kinder, haben Sie es bemerkt?“

„Nein, Dagobert; wir sprachen miteinander; wir haben ein großes Getöse gehört, und dann fielen die Scheiben in das Zimmer.“

„Es hat mir geschienen,“ fügte Rose bei, „gehört zu haben, wie wenn ein Laden gegen das Fenster geschlagen würde.“

Dagobert untersuchte das Fenster, und bemerkte einen ziemlich langen beweglichen Hacken, womit man inwendig schließen konnte.

„Der Wind geht stark,“ sagte er; „der Wind wird diesen Sommerladen gegen den Kreuzstock geschleudert, und dieser Hacken die Fenster zerbrochen haben . . . Ja, ja, so ist's . . . Was konnte man übrigens für ein Interesse daran haben, einen so schlechten Streich zu begehen?“

Dann sagte er zu Rabat-Joie:

„Nun denn, mein Alter, es ist also Niemand da.“

Der Hund antwortete durch ein Gebell, dessen ver-

neinende Bedeutung der Soldat ohne Zweifel verstand; denn er sagte zu ihm:

„Wohlan, so komm zurück . . . mach einen Umweg . . . Du wirst schon eine offene Thüre finden . . . Du bist nicht verlegen . . ."

Rabat-Joie folgte diesem Rathe, nachdem er einige Augenblicke am Fuße des Fensters gemurrt hatte; er sprang im Galoppe davon, um die Gebäude zu umlaufen, und in den Hof zu kommen."

„Beruhigen Sie sich nun, meine Kinder!" sagte der Soldat, wieder den Waisen sich nähernd.

„Es war nur der Wind."

„Wir haben uns recht gefürchtet," sagte Rose.

„Ich glaub's wohl . . . aber da denke ich gerade daran, daß ein Luftzug kommen, und Sie erkälten könnte;" erwiederte der Soldat, indem er wieder zu dem Fenster ohne Vorhänge ging.

Ueber ein Mittel nachsinnend, diesem Uebelstande abzuhelfen, nahm er von einem Stuhle den Pelz von Rennthierfellen, hängte ihn an die eiserne Fensterstange, und verstopfte mit seinen Ecken die beiden durch das Zerbrechen der Scheiben enstandenen Oeffnungen, so hermetisch als möglich.

„Dank, Dagobert! Wie gut Du bist! Wir waren unruhig, da wir Dich nicht sahen."

„Das ist wahr . . . Du bist länger als gewöhnlich ausgeblieben."

Da nun Rose die Bläße und die aufgeregten Züge des Soldaten bemerkte, welcher noch immer unter dem peinlichen Eindrucke des Auftrittes mit Morok litt, sagte sie:

„Aber was fehlt Dir denn?.. Du bist ja so blaß!..“

„Ich? Nein, meine Kinder.. Mir fehlt nichts..“

„Ja doch, ich versichere Dir... Du hast ein ganz verändertes Aussehen... Rose hat Recht.“

„Ich versichere Ihnen... daß mir nichts fehlt,“ antwortete der Soldat mit ziemlicher Verlegenheit; denn er verstand sich schlecht auf's Lügen; dann, wegen seiner Gemüthsaufregung einen herrlichen Vorwand findend, fügte er bei: „Wenn ich aussehe, als ob mir etwas fehle, so ist's Ihr Schrecken, der mich wird beunruhiget haben; denn es ist denn doch immer meine Schuld...“

„Deine Schuld?“

„Ja, hätte ich mit dem Abendessen weniger Zeit verloren, so wäre ich da gewesen, als die Fenster zerbrochen wurden... und ich würde Ihnen einen bösen Augenblick der Furcht erspart haben.“

„Du bist nun da... und wir denken nicht mehr daran.“

„Nun denn, Du setzest Dich nicht?“

„Ja, meine Kinder; denn wir müssen plaudern,“ erwiederte Dagobert, indem er sich einen Stuhl holte, und am Kopfende des Bettes der beiden Schwestern Platz nahm. „Ah, sind Sie wach genug?“ setzte er

hinzu, indem er zu lächeln suchte, um sie zu beruhigen. „Lassen Sie sehen, sind diese großen Augen weit genug offen?“

„Sieh, Dagobert!“ erwiederten die kleinen Mädchen, gleichfalls lächelnd, indem sie ihre blauen Augen mit aller Gewalt aufsperrten.

„Gut, gut,“ sagte der Soldat; „sie haben Zeit und Mittel genug, sich zu schließen; übrigens ist es erst neun Uhr.“

„Wir haben Dir auch etwas zu sagen, Dagobert,“ entgegnete Rose, nachdem sie zuvor mit ihrer Schwester durch einen Blick sich berathen hatte.

„Wirklich?“

„Dir eine Anvertrauung zu machen.“

„Eine Anvertrauung?“

„Mein Gott, ja.“

„Aber siehst Du, eine sehr . . . sehr wichtige Anvertrauung,“ fügte Rose mit großem Ernste bei.

„Eine Anvertrauung, die uns Beide angeht,“ bemerkte Blanche.

„Pardieu . . . ich glaub's wohl . . . was die Eine angeht, geht immer auch die Andere an. Sind Sie denn nicht immer, wie man zu sagen pflegt: zwei Köpfe unter einer Mütze?“

„Ei, es muß wohl so sein, wenn Du unsere zwei Köpfe unter die große Kapuze Deines Pelzes steckest,“ . . . sagte Rose lachend.

„Sehen Sie, Sie Spötterinnen, man bekommt bei

Ihnen nie Recht; also, meine Fräulein, die Anvertrauung, weil dabei von Vertrauen die Rede ist."

„Sprich, meine Schwester," sagte Blanche.

„Nein, mein Fräulein, an Ihnen ist's zu sprechen; Sie sind heute der Reihe nach die Aeltere, und eine so wichtige Sache, wie eine Anvertrauung, wie Sie sagen, kommt von rechtswegen der Aelteren zu . . . Wohlan, ich höre Ihnen zu," sagte der Soldat, welcher sich anstrengte, zu lächeln, um den Kindern desto besser zu verbergen, daß er noch immer die unbestraften Beschimpfungen des Thierbändigers fühlte.

Rose war es also, die Aeltere der Reihe nach, wie Dagobert sagte, welche für sich und ihre Schwester redete.

Sechstes Kapitel.

Die vertraulichen Mittheilungen.

„Vor allem, mein guter Dagobert," — sagte Rose mit anmuthiger Schelmerei, — „weil wir Dir unsere vertraulichen Mittheilungen machen wollen, mußt Du versprechen, uns nicht auszuzanken."

„Nicht wahr . . . Du wirst Deine Kinder nicht auszanken?" fügte Blanche in nicht minder schmeichelndem Tone bei.

„Zugestanden," erwiederte Dagobert ernsthaft, —

„ich wüßte es auch gar nicht recht anzustellen; . . . doch warum sollte ich Euch auszanken?“

„Weil wir Dir vielleicht schon früher hätten mittheilen sollen, was wir jetzt Dir sagen wollen.“

„Höret, meine Kinder,“ versetzte salbungsreich Dagobert nach kurzer Erwägung dieses Gewissensfalles, „entweder habt Ihr recht, oder Ihr habt unrecht gehabt, mir etwas zu verhehlen . . . Habt Ihr recht gehabt, sehr wohl; habt Ihr unrecht gehabt, so ist's geschehen; also sprechen wir nicht mehr davon. Nun denn, ich bin ganz Ohr.“

Durch diese lichtvolle Entscheidung völlig beruhiget, begann Rose, mit ihrer Schwester ein Lächeln wechselnd:

„Denk Dir nur, Dagobert, wir haben zwei Nächte nacheinander einen Besuch gehabt . . .“

„Einen Besuch!“

Und der Soldat richtete sich rasch auf seinem Stuhle empor.

„Ja, einen reizenden Besuch . . . denn er ist blond.“

„Was Teufel, er ist blond!“ rief Dagobert mit einem heftigen Rucke aus.

„Blond . . . mit blauen Augen,“ fügte Blanche bei.

„Was Teufel, blaue Augen!“ Und Dagobert machte einen neuen Satz auf seinem Stuhle.

„Ja, blaue Augen . . . so groß . . .“ fuhr Rose fort, indem sie die Spitze ihres rechten Zeigefingers auf die Mitte ihres linken Zeigefingers setzte.

„Aber morbleu! da wären sie ja so groß . . . —“ und die Sache vergrößernd, wies der Veteran die ganze Länge seines Vorderarmes. „Wenn sie auch so groß wären, das thäte nichts . . . ein Blonder und blaue Augen . . . Ah, meine Fräulein, was bedeutet dieß?“

Dagobert stand dießmal auf, mit ernster Miene und peinlich beunruhiget.

„Ah, siehst Du, Dagobert, Du zankest schon.“

„Und wir sind doch erst bei dem Anfange,“ setzte Blanche hinzu.

„Bei dem Anfange? . . . Es kommt also noch eine Fortsetzung? Ein Ende?“

„Ein Ende? Wir hoffen — nein . . .“ und Rose begann wie närrisch zu lachen.

„Alles, was wir verlangen, ist: daß es immer fortdauere,“ sagte Blanche, die Heiterkeit ihrer Schwester theilend.

Dagobert betrachtete sehr ernsthaft die beiden jungen Mädchen, und suchte dieses Räthsel zu lösen; da er jedoch ihre holdseligen Gesichter von einem muntern und treuherzigen Lächeln anmuthig belebt sah, glaubte er, daß sie nicht so fröhlich wären, wenn irgend ein schwerer Vorwurf sie drückte, und dachte nur mehr daran, sich über den Frohsinn der Waisen in ihrer unsichern Lage zu freuen.

„Lachen Sie . . . lachen Sie, meine Kinder . . .“ sagte er; „es ist mir recht lieb, Sie lachen zu sehen.“

Dann meinte er, dieß sei denn doch nicht die rechte

Weise einer Erwiederung auf das Geständniß der kleinen Mädchen, und ergänzte seine Aeußerung mit wichtigem Tone:

„Es ist mir recht lieb, Sie lachen zu sehen; aber nicht, wenn Sie Besuche von Blonden mit blauen Augen bekommen, meine Fräulein; also, sagen Sie es nur, daß ich ein Narr bin, anzuhören, was Sie mir da weis machen . . . Sie wollen sich über mich lustig machen, nicht wahr?"

„Nein, was wir Dir sagen, ist wahr . . . sehr wahr . . ."

„Du weißt es . . . wir haben nie gelogen, —" fügte Rose bei.

„Sie haben recht; sie lügen nie, —" dachte sich der Soldat, dessen Verwirrung stieg. — „Aber wie zum Teufel ist denn dieser Besuch möglich? Ich schlafe quer vor Ihrer Thüre; Rabat=Joie schläft am Fuße Ihres Fensters; nun können doch alle blauen Augen und alle blonden Haare der Welt nur durch die Thüre oder durch das Fenster hereinkommen, und bei einem solchen Versuche hätten wir zwei, Rabat=Joie und ich, mit unsern feinen Ohren, die Visiten empfangen . . . auf unsere Art . . . Doch lassen Sie hören, meine Kinder, ich bitte Sie, sprechen wir ohne Scherz . . . erklären Sie sich!"

Da die beiden Schwestern den Ausdruck in den Zügen Dagoberts gewahrten, der seine wirkliche innere Unruhe verrieth, so wollten sie seine Güte nicht länger mißbrauchen. Sie wechselten einen Blick, und Rose

sagte, indem sie die rauhe und große Hand des Alten mit ihren Händchen faßte:

„Geh ... kümmere Dich nicht; wir wollen Dir die Besuche erzählen von unserm Freunde . . . Gabriel.“

„Sie fangen wieder an? . . Hat er einen Namen?“

„Gewiß hat er einen Namen; wir nennen ihn . . . Gabriel . . .“

„Welch ein hübscher Name, nicht wahr, Dagobert? Oh, Du wirst sehen, daß Du ihn lieben wirst, wie wir, unsern schönen Gabriel.“

„Ich werde Ihren schönen Gabriel lieben,“ sagte der Veteran, den Kopf schüttelnd, — „ich werde Ihren schönen Gabriel lieben . . . je nachdem; denn zuvor muß ich wissen . .“ dann sich unterbrechend: „Das ist sonderbar . . . Es erinnert mich an etwas . . .“

„An was, Dagobert?“

„Vor fünfzehn Jahren, im letzten Briefe, den Ihr Vater, von Paris zurückkehrend, mir von meiner Frau gebracht hatte, schrieb sie, daß sie, so arm sie auch wäre, und obwohl sie schon unsern kleinen Agricola auf ihren Armen trüge, der heranwüchse, so eben ein armes verlassenes Kind mit einem Cherubgesichte angenommen habe, welches Gabriel heiße . . . Und es ist noch nicht lange her, daß ich wieder Nachrichten davon erhalten habe.“

„Durch wen?“

„Sie sollen es gleich erfahren.“

„Da Du auch Deinen Gabriel hast, so ist dieß, wie

Du wohl siehst, ein Grund mehr für uns, den unserigen zu lieben."

„Der Ihrige . . . der Ihrige . . . sprechen wir von dem Ihrigen . . . Ich sitze auf glühenden Kohlen . . ."

„Du weißt Dagobert," erwiederte Rose, „Du weißt, daß ich und Blanche die Gewohnheit haben, Hand in Hand einzuschlafen."

„Ja, ja, ich habe Sie Beide gar oft so in Ihrer Wiege liegen sehen . . . Ich konnte nicht müde werden, Sie anzuschauen, so holdselig waren Sie."

„Nun denn, vor zwei Nächten waren wir eben eingeschlafen, als wir gesehen haben . . ."

„Also im Traume . . ." unterbrach sie Dagobert, — „weil Sie eingeschlafen waren! Im Traume!!"

„Nun ja, im Traume . . . Wie anders sollte es denn sein?"

„Laß doch meine Schwester reden!"

„Das laß ich mir gefallen!" — sagte der Soldat mit einem Seufzer der Erleichterung, „das laß ich mir gefallen! . . Gewiß, auf jede Weise, war ich sehr ruhig . . . weil . . . doch das ist gleich . . . Ein Traum! Der ist mir lieber . . . Fahren Sie fort, kleine Rose!"

„Einmal eingeschlafen, haben wir einen gleichen Traum gehabt."

„Alle zwei? Den nämlichen?"

„Ja, Dagobert; denn am andern Morgen, als wir

Bayerische
Staatsbibliothek
München

erwachten, haben wir uns erzählt, was wir eben geträumt hatten."

„Und dieß war ganz gleich . . ."

„Dieß ist außerordentlich, meine Kinder; und was sahen Sie denn in diesem Traume?"

„In diesem Traume saßen Blanche und ich nebeneinander; wir sahen einen schönen Engel eintreten, in einem langen weißen Kleide, mit blonden Haaren und blauen Augen, und mit einem so schönen und so guten Gesichte, daß wir unsere Hände falteten, um zu beten . . . Dann sagte er uns mit süßer Stimme, daß er Gabriel heiße, daß unsere Mutter ihn als unsern Schutzengel zu uns sendete, und daß er uns niemals verlassen würde."

„Und dann," fügte Blanche hinzu, „faßte er jede von uns bei einer Hand, und sein schönes Gesicht gegen uns neigend, hat er uns so lang schweigend mit so viel Güte . . . so viel Güte angeschaut, daß wir unsere Augen von den seinigen nicht abwenden konnten."

„Ja," bemerkte Rose, „und es war uns, als ob sein Blick uns anzog oder in unser Herz drang . . . Zu unserm großen Kummer hat uns Gabriel verlassen, mit dem Versprechen, daß wir in der nächsten Nacht ihn wieder sehen sollten."

„Und ist er wieder erschienen?"

„Allerdings; aber Du kannst Dir denken, mit welcher Ungeduld wir den Augenblick des Einschlafens er-

Bayerische Staatsbibliothek München

warteten, um zu sehen, ob unser Freund während unsers Schlafes uns wieder besuchen würde."

„Hm . . . dieß erinnert mich, meine Fräulein, daß Sie sich vorgestern Abends hübsch die Augen rieben,—" sagte Dagobert, sich die Stirne kratzend, — „Sie stellten sich, als ob Sie einschliefen . . . ich wette, dieß geschah, um mich schneller vom Halse zu bringen, und schneller zu Ihrem Traume zu kommen?"

„Ja, Dagobert."

„Leider konnten Sie zu mir nicht sagen, wie zu Rabat-Joie: „„leg Dich, Dagobert!"" Und ist Freund Gabriel wieder gekommen?"

„Freilich; aber dießmal hat er viel mit uns geredet, und im Namen unserer Mutter uns so rührende, so edelmüthige Lehren gegeben, daß am andern Tage Rose und ich den ganzen Tag damit zugebracht haben, uns der mindesten Worte unsers Schutzengels zu erinnern . . . so auch seines Gesichtes . . . und seines Blickes . . ."

„Da fällt mir bei, meine Fräulein, daß Sie gestern während des ganzen Tagmarsches geflüstert haben . . . und wenn ich weiß sagte, antworteten Sie mir schwarz."

„Ja, Dagobert; wir dachten an Gabriel."

„Und seitdem lieben wir Beide ihn so sehr, als er uns liebt . . ."

„Aber er ist nur einer, und Ihrer sind zwei?"

„War unsere Mutter nicht auch nur eine für uns zwei?"

„Es ist wahr? . . . Ah, wissen Sie aber auch, daß ich auf diesen Besuchmacher bald eifersüchtig sein werde?"

„Du bist unser Freund bei Tag, und er ist unser Freund bei Nacht."

„Verstehen wir uns: wenn Sie bei Tag von ihm sprechen, und bei Nacht von ihm träumen, was wird dann für mich übrig bleiben?"

„Dir werden bleiben: die zwei Waisen, die Du so sehr liebst!" sagte Rose.

„Und die Niemand mehr auf der Welt haben, als Dich," setzte Blanche mit kosender Stimme hinzu.

„Hm, hm, so ist's, Ihr Schelmchen . . . Meinetwegen, meine Kinder," fügte der Soldat zärtlich bei. — „Ich bin mit meinem Loose zufrieden; ich lasse Euch Euern Gabriel; ich wußte wohl, daß ich und Rabat-Joie ruhig auf unsern Ohren schlafen konnten . . . Uebrigens liegt nichts Unerklärbares darin; Ihr erster Traum hat Sie tief ergriffen, und durch das viele Plaudern davon sich erneuert; daher würde es mich nicht befremden, wenn Sie diesen schönen Nachtvogel zum Drittenmale sähen."

„Oh, Dagobert, scherze nicht! Es sind zwar nur Träume . . . aber es dünkt uns, daß unsere Mutter sie uns sendet. Sagte sie uns nicht, daß die jungen Waisenmädchen Schutzengel hätten? . . . Nun denn, Gabriel ist unser Schutzengel, er wird uns beschützen, und wird auch Dich beschützen."

„Es ist ohne Zweifel sehr bieder von seiner Seite, an mich zu denken; aber sehen Sie, meine lieben Kinder, als Beistand zu Ihrer Vertheidigung ist mir Rabat-Joie lieber; er ist nicht so blond, wie der Engel; allein er hat bessere Zähne, und ist verläßiger."

„Du bist doch unerträglich mit Deinen Späßen, Dagobert!"

„Es ist wahr, Du lachest über alles."

„Ja, es ist erstaunlich, wie lustig ich bin . . . ich lache wie der alte Jovial, ohne das Maul aufzuthun. Zanken Sie mich nicht aus, Kinder; in der That, ich habe unrecht; der Gedanke Ihrer würdigen Mutter lebt in diesem Traume; Sie thun recht, ernsthaft davon zu sprechen. Und dann," fügte er mit wichtiger Miene bei, „liegt manchmal etwas Wahres in den Träumen. In Spanien hatten zwei Dragoner der Kaiserin, Kameraden von mir, am Vorabende ihres Todes geträumt, sie seien von Mönchen vergiftet worden . . . und dieß geschah ihnen auch. Wenn Sie beharrlich von diesem schönen Engel Gabriel träumen . . . so ist dieß . . . so ist dieß . . . kurz, es ergötzet Sie . . . den Tag haben Sie ohnehin noch kein Vergnügen . . . so mögen Sie es wenigstens im Schlafe haben . . . zur Aufheiterung; nun, meine Kinder, hab' ich Ihnen auch allerlei zu sagen; es wird von Ihrer Mutter die Rede seyn; versprechen Sie mir, nicht traurig zu werden."

„Sei unbekümmert; wenn wir an sie denken, sind wir nicht traurig, aber ernst."

„Recht so! Aus Furcht, Ihnen Kummer zu machen, verzögerte ich bisher immer den Augenblick, Ihnen zu sagen, was Ihnen Ihre arme Mutter würde anvertraut haben, sobald Sie keine Kinder mehr gewesen wären; aber sie ist so schnell gestorben, daß sie keine Zeit mehr dazu fand, und was sie Ihnen zu sagen hatte, brach ihr das Herz, wie auch mir; ich hielt diese vertraulichen Mittheilungen so lange als möglich zurück, und benützte den Vorwand, um nichts davon mit Ihnen sprechen zu dürfen, daß es geschehen sollte, wenn wir das Schlachtfeld würden betreten haben, auf welchem Ihr Vater in Gefangenschaft gerieth . . . dadurch gewann ich Zeit . . . aber nun ist der Augenblick gekommen . . . es ist nichts mehr zu versäumen."

„Wir hören Dir zu, Dagobert," erwiederten die jungen Mädchen mit aufmerksamer und schwermüthiger Miene.

Nach einer Pause des Schweigens, während welcher der Veteran sich gesammelt hatte, sagte er zu den jungen Mädchen:

„Ihr Vater, der General Simon, Sohn eines Ouvrier's, der auch Ouvrier geblieben ist, — denn ungeachtet alles dessen, was der General thun und sagen mochte, hatte sich der gute Mann nun einmal in den Kopf gesetzt, seinen Stand nicht aufzugeben, ein Kopf von Eisen und ein Herz von Gold, ganz wie sein Sohn; Sie können sich denken, meine Kinder, daß, wenn Ihr Vater, der vom gemeinen Soldaten bis zum General

emporstieg . . . und Reichsgraf wurde . . . dieß nicht ohne Anstrengung, und nicht ohne Ruhm geschehen konnte."

„Reichsgraf? Was ist dieß, Dagobert?"

„Eine Albernheit . . . ein Titel, den der Kaiser mit dem Grade d'reingab; damit das Volk etwas zu sprechen hatte, das er liebte, weil er daraus hervorgegangen . . . Kinder! Wollen Sie Adel spielen, wie die alten Adeligen? Sie sind Adelige; wollen Sie König spielen? Sie sind Könige . . . Kosten Sie von Allem . . . Kinder, für Sie ist nichts zu gut . . . Bedienen Sie sich!"

„König!" sagten die kleinen Mädchen, mit Verwunderung die Hände faltend.

„Alles, was noch mehr ist, als König. . . . Oh! er war nicht knauserig mit Kronen, der Kaiser. Ich habe einen Bettkameraden gehabt, einen tapfern Soldaten übrigens, welcher König geworden ist; dieß schmeichelte uns; denn wurde es nicht der Eine, so wurde es doch der Andere; bei diesem Spiele nun ist Ihr Vater Graf geworden; aber Graf oder nicht, er war doch immer der schönste und tapferste General der Armee."

„Er war schön, nicht wahr, Dagobert? Unsere Mutter sagte es uns immer.

„Ja, ja; aber er war, zum Beispiel, ganz das Gegentheil Ihres blonden Schutzengels. Stellen Sie sich einen prächtigen braunen Mann vor, in großer Galla;

das war, um Sie zu verblenden, und Ihr Herz in Flammen zu setzen . . . Mit ihm hätte man auf den guten Gott selbst einen Angriff gemacht . . . wenn der gute Gott es verlangt hätte, wohl verstanden;" beeilte sich Dagobert verbessernd beizufügen, da er den treuherzigen Glauben der Waisen durchaus nicht verletzen wollte.

„Und unser Vater war eben so gut als tapfer, nicht wahr, Dagobert?"

„Gut, meine Kinder! Er? Ich glaub's wohl! Er hätte ein eisernes Pferd zwischen seinen Händen gebogen, wie Sie eine Karte biegen würden, und an dem Tage, an welchem er gefangen wurde, hat er preußische Kanoniere neben ihren Kanonen niedergesäbelt. Wie sollte man, meinen Sie, mit diesem Muthe und mit dieser Kraft nicht gut seyn? . . . Es sind nun etwa neunzehn Jahre, daß der General . . . an der Stelle, die ich Ihnen gezeigt habe, bevor wir in dieses Dorf kamen, . . . gefährlich verwundet vom Pferde stürzte . . . ich folgte ihm als seine Ordonnanz; ich sprengte zu seinem Beistande heran. Fünf Minuten darnach wurden wir gefangen, von wem? . . . Von einem Franzosen."

„Ein Franzose?"

„Ja, von einem ausgewanderten Marquis, Oberst in russischen Diensten," antwortete Dagobert mit bitterem Tone. „Als daher dieser Marquis sich dem Generale näherte, und rief: „„Ergeben Sie sich einem Landsmanne, mein Herr!"" antwortete der General: „„Ein Franzose, der sich gegen Frankreich

schlägt, ist mein Landsmann nicht mehr, sondern ein Verräther, und einem Verräther ergeb' ich mich nicht!"" und wie schwer er auch verwundet war, schleppte er sich doch zu einem russischen Grenadiere hin, und übergab ihm seinen Säbel mit den Worten: „„Dir ergeb' ich mich, mein Tapferer!"" Der Marquis ist blaß geworden vor Wuth.

Die Waisen blickten stolz einander an; ein lebhaftes Hochroth färbte ihre Wangen, und sie riefen aus: „Oh braver Vater, braver Vater!" . . .

„Hm! diese Kinder —" sagte Dagobert, hoffärtig seinen Knebelbart streichend, — „wie man doch gleich sieht, daß Soldatenblut in ihren Adern rollt!" Dann fuhr er fort: „Wir waren also Gefangene. Das letzte Pferd des Generals war ihm unter seinem Leibe getödtet worden; um den Weg zu machen, bestieg er den an diesem Tage unverwundet gebliebenen Jovial; wir kamen in Warschau an, wo der General Ihre Mutter kennen lernte; sie hatte den Beinamen: die Perle von Warschau; damit ist alles gesagt. Daher verliebte er, welcher das Gute und Schöne liebte, sich sogleich in sie; sie liebt ihn auch; aber ihre Eltern haben sie einem Andern versprochen . . . und dieser Andere . . . . war auch . . ."

Dagobert konnte nicht fortfahren.

Rose stieß einen durchdringenden Schrei aus, mit Schrecken auf das Fenster deutend.

Siebentes Kapitel.

Der Reisende.

Bei dem Schrei des jungen Mädchens stand Dagobert hastig auf.

„Was fehlt Ihnen, Rose?“

„Dort . . . dort . . .“ sagte sie, auf den Kreuzstock weisend. Mir ist's, als habe ich eine Hand am Pelze zerren sehen.“

Sie hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Dagobert an das Fenster sprang.

Er riß es heftig auf, nachdem er zuvor den Mantel weggethan, der an der Fensterstange gehangen.

Es war noch immer Nacht und heftiger Wind . . .

Der Soldat horchte, er hörte nichts . . .

Er ging zum Tische, nahm das Licht, und leuchtete zum Fenster hinaus, die Flamme mit seiner Hand schirmend.

Er sah nichts.

Indem er das Fenster wieder schloß, meinte er, ein Windstoß könne den Pelz verschoben und bewegt, sohin Rose eine falsche Furcht gehabt haben.

„Beruhigen Sie sich, meine Kinder. Der Wind geht stark; daher wird die Bewegung des Mantels kommen.“

„Es dünkte mir doch, daß ich Finger sah, die ihn auseinander thaten," sagte Rose noch zitternd.

„Ich schaute auf Dagobert; ich habe nichts gesehen," erwiederte Blanche.

„Es war auch nichts zu sehen, meine Kinder, und zwar ganz natürlich: Das Fenster erhebt sich wenigstens acht Fuß über den Boden; man müßte ein Riese seyn, um heraufzureichen, oder eine Leiter haben, um heraufzusteigen. Es hätte an Zeit gefehlt, diese Leiter wegzuthun, weil ich in dem Augenblicke, da Rose schrie, an das Fenster rannte, und bei dem Hinausleuchten nichts gesehen habe."

„Ich werde mich getäuscht haben," sagte Rose.

„Siehst Du, meine Schwester, das ist der Wind," erwiederte Blanche.

„Dann verzeih mir, daß ich Dich unterbrochen habe, mein guter Dagobert."

„Thut nichts," versetzte Dagobert nachdenkend; „es ist mir unangenehm, daß Rabat-Joie nicht zurückgekommen ist; er hätte am Fenster gewacht, zu Eurer Beruhigung; aber er wird den Stall seines Kameraden Jovial gewittert, und im Vorbeigehen ihm wahrscheinlich gute Nacht gesagt haben . . . ich hätte Lust, ihn zu holen."

„O nein, Dagobert, laß uns nicht allein," riefen die kleinen Mädchen aus; „wir würden uns zu sehr fürchten."

„In der That muß Rabat=Joie nun jeden Augenblick kommen, und wir werden ihn unverzüglich an der Thüre kratzen hören, dessen bin ich gewiß . . . Ah, fahren wir in unserer Erzählung fort," sagte Dagobert, und setzte sich zu dem Kopfkissen der beiden Schwestern, dießmal gerade dem Fenster gegenüber.

„Der General war also Gefangener in Warschau, und in Ihre Mutter verliebt, welche man an einen Andern verheirathen wollte," nahm er wieder das Wort. „Im Jahre 1814 vernehmen wir das Ende des Krieges, die Verbannung des Kaisers nach Elba, und die Rückkehr der Bourbons im Einverständnisse mit den Preußen und Russen, welche sie zurückführten; sie hatten den Kaiser nach der Insel Elba verbannt; als dieß Ihre Mutter hörte, sagte sie zu dem Generale: „„Der Krieg ist zu Ende; Sie sind frei; der Kaiser ist unglücklich; Sie schulden ihm Alles; suchen Sie ihn auf . . . ich weiß nicht, wann wir uns wiedersehen werden; aber ich werde keinen Andern heirathen, als Sie; Sie werden mich finden bis zum Tode . . .""

„Vor seiner Abreise sagt der General zu mir:

„„Dagobert, bleib hier; Fräulein Eva hat vielleicht Deiner nöthig, um ihrer Familie zu entfliehen, wenn man sie zu sehr quält; unser Briefwechsel wird durch Deine Hände gehen: in Paris werde ich Deine Frau, Deinen Sohn sehen, und sie beruhigen; . . . ich werde ihnen sagen, daß Du mir — ein Freund bist.""

„Immer derselbe," erwiederte Rose gerührt, Dagobert anblickend.

„Gut für den Vater und für die Mutter, wie für die Kinder," fügte Blanche bei.

„Die Einen lieben, heißt auch die Andern lieben," erwiederte der Soldat. — „So war denn der General mit dem Kaiser auf der Insel Elba, ich in Warschau, in der Umgebung des Hauses Ihrer Mutter versteckt; ich erhielt Briefe, die ich ihr heimlich zusteckte . . . in einem dieser Briefe, ich darf es Ihnen mit Stolz sagen, meine Kinder, meldete mir der General, daß der Kaiser sich meiner erinnert habe."

„Deiner! Er kannte Dich?"

„Ein wenig, schmeichle ich mir. „„„Ah, Dagobert,"""" hat er zu Ihrem Vater gesagt, der mit ihm von mir sprach, „„„ein Grenadier zu Pferd von meiner alten Garde, Soldat in Aegypten und Italien, voller Wunden, ein alter Spottvogel . . . den ich zu Wagram eigenhändig decorirt habe; ich hab' ihn nicht vergessen . . ."""" Ei, meine Kinder, als Ihre Mutter mir dieß vorlas . . . hab' ich darüber geweint wie ein Kind . . ."

„Der Kaiser . . . was für ein schönes goldenes Gesicht er auf Deinem silbernen Kreuze an einem rothen Bande hatte, das Du uns zeigtest, wenn wir brav waren!"

„Darum ist auch dieses von ihm erhaltene Kreuz für mich eine Reliquie, und liegt mit meiner kostbar-

sten Habe, mit unserer kleinen Börse und mit unsern Papieren, in meinem Tornister. . . Aber nun auf Ihre Mutter zurückzukommen: wenn ich ihr Briefe vom Generale brachte, und mit ihr davon sprach, so tröstete sie dieß; denn sie litt, oh ja, und viel; ihre Eltern hatten sie gut quälen, und auf sie böse sein; sie antwortete immer: „„ich werde nie einen Andern heirathen, als den General Simon."" Ein stolze Frau, das muß wahr sein! Man mußte sie sehen: ergeben, aber muthvoll!"

„Eines Tages erhielt sie einen Brief vom Generale; er hatte mit dem Kaiser die Insel Elba verlassen; der Krieg fängt wieder an; in diesem Feldzuge Frankreichs, vorzüglich zu Montmirail, meine Kinder, schlägt sich Ihr Vater wie ein Löwe, und sein Armeecorps macht es, wie er; dieß war nicht mehr Tapferkeit . . . sondern Wuth; er hat mir gesagt, daß die Bauern in der Champagne so viele, so viele von jenen Preußen getödtet hatten, daß ihre Felder auf Jahre hinaus mit Dünger versehen waren! Männer, Weiber, Kinder, alle stürzten darüber her! Heugabeln, Steine, Hacken, alles war ihnen gut genug zum Todtschlagen.... eine wahre Wolfstreibjagd!"

Und die Stirnadern des Soldaten schwollen an; seine Wangen glühten; dieser Heldenmuth des Volkes rief ihm die erhabene Begeisterung in den Kriegen der Republick in's Gedächtniß, jene Aufstände in Masse, an denen er in der ersten Zeit seines militärischen Lebens Theil genommen.

Die Waisen, Töchter eines Soldaten und einer muthvollen Mutter, fühlten sich von diesen kraftvollen Worten ergriffen, anstatt von deren Rauhheit erschreckt; ihr Herz schlug stärker, und ihre Wangen belebten sich.

„Welches Glück für uns, Töchter eines so tapferen Vaters zu sein!“ rief Blanche aus.

„Welches Glück . . . und welche Ehre, meine Kinder; denn am Abende nach der Schlacht von Montmirail, ernannte der Kaiser, zur Freude der ganzen Armee, Ihren Vater auf dem Schlachtfelde zum Herzoge von Ligny und Marschalle von Frankreich . . .“

„Marschall von Frankreich!“ sagte Rose, ohne eben gar zu viel von dem Werthe dieser Worte zu verstehen.

„Herzog von Ligny!“ — wiederholte die erstaunte Blanche.

„Ja, Pierre Simon, Sohn eines Ouvrier's, Herzog und Marschall; man muß König sein, um mehr zu sein,“ fuhr Dagobert mit Stolz fort. „So behandelte der Kaiser die Kinder des Volkes; aber das Volk war ihm auch zugethan; man hatte zu diesem gut sagen: „„Aber Dein Kaiser macht aus Dir Kanonenfutter. „„Bah! ein Anderer würde aus mir Elendsfutter machen,““ antwortete das Volk, das nicht dumm ist; „„ich will lieber die Kanone, und es wagen, Capitain, Oberst, Marschall, König, oder . . . Invalide zu werden; das ist denn doch viel besser, als

durch Hunger, Kälte und Alter auf Stroh in einem Speicher, nach vierzigjähriger Arbeit für Andere, zu sterben."

„Giebt es auch in Frankreich . . . selbst in Paris, in dieser schönen Stadt, Unglückliche, die vor Hunger und Elend sterben, . . . Dagobert?"

„Selbst in Paris . . . Ja, meine Kinder; auch komme ich noch darauf zurück . . . die Kanone ist besser; denn man wagt, wie Ihr Vater, Herzog und Marschall zu werden; wenn ich sage, Herzog und Marschall, so hab' ich recht und unrecht; denn später hat man diesen seinen Titel und Grad nicht anerkannt, weil nach Montmirail . . . ein Tag der Trauer gekommen ist . . . großer Trauer, an dem alte Soldaten, wie ich, hat mir der General gesagt, geweint haben, ja, geweint . . . am Abende der Schlacht; dieser Tag, meine Kinder . . . heißt Waterloo."

In diesen einfachen Worten Dagobert's lag ein Ausdruck so tiefer Trauer, daß die Waisen schauderten.

„Ja," fuhr der Soldat seufzend fort, „es giebt Tage, die verflucht sind . . . An diesem Tage, zu Waterloo, ist der General, an der Spitze einer Division der Garde, mit Wunden bedeckt, gefallen. Kaum genesen, was lange währte, verlangte er, nach Sanct Helena zu gehen . . . eine andere Insel am Ende der Welt, wohin die Engländer den Kaiser gebracht hatten, um ihn langsam zu quälen; denn wenn er anfangs glücklich gewesen ist, so hat er zuletzt viel Elend erduldet, sehen Sie, meine armen Kinder . . ."

„Wie Du dieß sagst, Dagobert . . . möchten wir weinen.“

„An Ursache dazu fehlt es nicht . . . Der Kaiser hat so viel ausgestanden, so viel . . . Sein Herz hat grausam geblutet, glauben Sie mir . . . Unglücklicherweise war der General nicht bei ihm auf Sanct Helena; er wäre ein Tröster mehr für ihn gewesen; aber man hat nicht gewollt. Nun spinnt der General, wie so viele Andere gegen die Bourbons erbittert, eine Verschwörung an, um den Sohn des Kaisers zurückzurufen. . . . . .

„Er wollte ein Regiment, fast ganz aus alten Soldaten von ihm bestehend, verführen. Er begab sich in eine Stadt in der Picardie, wo dieses Regiment in Garnison lag; aber schon war die Verschwörung entdeckt. Im Augenblicke der Ankunft des Generals wird er verhaftet; man führt ihn vor den Obersten des Regiments . . . Und dieser Oberst . . .“ — sagte der Soldat nach einer neuen Pause des Schweigens, — „wissen Sie auch, wer er war . . . ? Doch, bah! . . . Ihnen dieß zu erklären, würde zu lange dauern, und Sie noch mehr betrüben . . . Kurz, es war ein Mann, den Ihr Vater schon seit langer Zeit mit Recht haßte. Als er ihm daher Aug' im Auge gegenüber stand, sagte er zu ihm: „„Wenn Sie keine Memme sind, so werden Sie mir auf eine Stunde die Freiheit geben, und wir uns auf Leben und Tod schlagen; denn

dieß und das, und noch manches Andere ist's, warum ich Sie hasse und verachte. Der Oberst nimmt die Ausforderung an, und setzt Ihren Vater bis zum folgenden Tage in Freiheit. Am andern Tage erfolgt ein wüthendes Duell, in welchem der Oberst für todt auf dem Platze bleibt."

„Ah, mein Gott!"

„Der General wischte seinen Degen ab, als ein ergebener Freund ihm sagte, daß er gerade noch Zeit habe, sich zu retten; in der That gelingt es ihm glücklicherweise, Frankreich zu verlassen . . . ja . . . glücklicherweise . . . . denn vierzehn Tage danach war er als Verschwörer zum Tode verurtheilt."

„Welch' ein Unglück! Mein Gott!"

„Es war ein Glück bei diesem Unglücke, Ihre Mutter hielt redlich ihr Versprechen, und erwartete ihn immer; sie hatte ihm geschrieben: „„Der Kaiser zuerst, dann ich."" Da der General nichts mehr für den Kaiser, nichts mehr für dessen Sohn thun kann, so kommt er, aus Frankreich verbannt, in Warschau an. Ihre Mutter hatte so eben ihre Eltern verloren; sie war frei; sie heirathen, und ich bin einer der Zeugen der Einsegnung."

„Du hast recht, Dagobert . . . welch ein Glück inmitten so großer Unglücksfälle!"

„Nun waren sie glücklich; aber, wie alle gute Herzen, je glücklicher sie waren, desto mehr schmerzte sie das Unglück Anderer, und an Stoff zum Schmerze

fehlte es in Warschau nicht; die Russen fingen wieder an, die Polen als Sclaven zu behandeln; Ihre brave Mutter, obgleich durch Abkunft Französin, war mit Leib und Seele Polin; sie sagte kühn ganz laut, was andere nicht einmal ganz still zu sagen sich getrauten; zudem nannten die Unglücklichen sie ihren guten Engel; dieß war genug für den russischen Gouverneur, ein Auge auf sie zu haben."

„Eines Tages wird einer von den Freunden des Generals, ein ehemaliger Oberst der Lanzenreiter, ein tapferer und würdiger Mann, wegen einer militärischen Verschwörung gegen die Russen, zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt; er entflieht; Ihr Vater verbirgt ihn bei sich, dieß wird entdeckt; während der folgenden Nacht kommt ein Commando Kosaken, von einem Offizier befehligt und von einer Postkutsche gefolgt, vor unserer Thüre an; man überfällt den General im Schlafe, und führt ihn fort."

„Mein Gott, was wollte man ihm thun?"

„Ihn über die Grenze von Rußland bringen, mit dem Verbote, jemals dahin zurückzukehren, mit der Androhung ewiger Gefangenschaft, wenn er zurückkäme; sein letztes Wort war: „„Dagobert, ich vertraue Dir meine Frau und mein Kind an,"" denn Ihre Mutter sollte in einigen Monaten von Ihnen entbunden werden; nun denn, ungeachtet dessen verbannte man sie nach Sibirien; dieß war eine Gelegenheit, sie

loszubringen; sie that zu viel Gutes in Warschau; man fürchtete sie."

„„Nicht zufrieden, sie zu verbannen, zog man alle ihre Güter ein; als einzige Gnade war es ihr bewilliget worden, daß ich sie begleiten durfte, und ohne Jovial, den der General meiner Obhut übergeben, hätte sie den Weg zu Fuße machen müssen. So nun, sie zu Pferde, und ich sie begleitend, wie ich Sie begleite, meine Kinder, sind wir in einem elenden Dorfe angekommen, wo Sie, meine armen Kleinen, drei Monate später geboren wurden!"

„Und unser Vater?"

„Es war ihm unmöglich, nach Rußland zurückzukehren . . . Ihrer Mutter unmöglich, mit zwei Kindern an eine Flucht zu denken . . . dem General unmöglich, ihr zu schreiben, weil er nicht wußte, wo sie war."

„Seitdem also keine Nachricht mehr von ihm?"

„Ja, meine Kinder . . . nur ein einzigesmal haben wir eine erhalten . . ."

„Und von wem?"

Nach kurzem Schweigen fuhr Dagobert mit einem besondern Ausdrucke in seinen Zügen fort:

„Von wem? Von einem, der nur wenig dem andern Menschen gleicht . . . ja . . . und damit Sie diese Worte verstehen, muß ich Ihnen in zwei Worten ein außerordentliches Abenteuer erzählen, welches Ihrem Vater während des Feldzuges in Frankreich begegnet ist . . ."

„Er hatte vom Kaiser den Befehl erhalten, eine Batterie wegzunehmen, die unsere Armee zerschmetterte; nach mehreren unglücklichen Versuchen, stellt sich der General an die Spitze eines Kürassierregimentes, stürzt sich auf die Batterie, und will, nach seiner Gewohnheit, die Kanoniere auf den Kanonen niederhauen; er befand sich gerade vor der Mündung einer solchen, deren Kanoniere so eben waren getödtet oder verwundet worden; dennoch hat einer davon noch die Kraft, sich aufzurichten, auf ein Knie zu kommen, die Lunte, welche er noch immer in seiner Hand hielt, dem Zündloche zu nähern . . . und dieß . . . eben in dem Augenblicke, da der General der geladenen Kanone zehn Schritte gegenüber hielt . . .“

„Großer Gott! Welche Gefahr für unsern Vater!“

„Niemals, hat er mir gesagt, hätte ihm eine größere gedroht . . . er sah den Artilleristen das Geschütz losbrennen, der Schuß fiel . . . aber in demselben Momente wirft sich ein Mann von hoher Gestalt, als Bauer gekleidet, von Ihrem Vater bis dahin nicht bemerkt, vor die Mündung der Kanone . . .“

„Ah, der Unglückliche ... welch ein schrecklicher Tod!“

„Ja, —“ erwiederte Dagobert mit denkender Miene. „So sollte es kommen . . . er sollte in tausend Stücke zerrissen werden . . . Und doch ist's nichts gewesen.“

„Was sagst Du!“

„Was mir der General gesagt hat. — „„Im Augenblicke, da der Schuß fiel,““ hat er mir oft wieder-

holt, — „„schloß ich aus einer unwillkürlichen Anwandelung des Schreckens die Augen, um nicht die verstümmelte Leiche dieses Unglücklichen zu sehen, der sich für mich aufgeopfert hatte . . . Wie ich sie wieder aufmache, was seh' ich mitten im Rauche? immer noch diesen Mann von großer Gestalt, aufrecht und ruhig auf der nämlichen Stelle, einen traurigen und sanften Blick auf den Artilleristen werfend, der, ein Knie auf dem Boden, mit rückwärts hingestrecktem Leibe ihn eben so erstaunt anblickte, als hätte er den Teufel in Person gesehen; da die Bewegung der Schlacht dann fortdauerte, war es mir unmöglich, diesen Mann wieder zu finden, —““ fügte Ihr Vater bei.“

„Mein Gott, Dagobert, wie ist dieß möglich?“

„Dieß hab' auch ich zum General gesagt. Er hat mir geantwortet, daß er sich dieses eben so unglaubliche als wirkliche Ereigniß niemals habe erklären können. Ihr Vater mußte übrigens von dem Gesichte dieses Mannes sehr lebhaft ergriffen gewesen seyn, der, wie er sagte, ungefähr dreißig Jahre zählen mochte; denn er hatte bemerkt, daß seine sehr schwarzen und ineinandergefügten Augenbrauen so zu sagen nur eine einzige von einer Schläfe zur andern bildeten, so zwar, daß seine Stirne mit einem schwarzen Kennzeichen gestreift schien . . . Merken Sie sich dieß wohl, meine Kinder; Sie werden sogleich erfahren, warum . . .“

„Ja, Dagobert, wir vergessen es nicht . . .“ sagten die Waisen immer erstaunter.

„Wie wundersam dieser Mann mit der schwarzgestreiften Stirne ist!“

„Hören Sie weiter . . . der General war, wie ich Ihnen gesagt habe, zu Waterloo für todt liegen geblieben . . . Während der Nacht, die er auf dem Schlachtfelde in einer Art von Irrsinne, durch sein Wundfieber veranlaßt, zubrachte, hat es ihm gedünkt, als sehe er bei dem Lichte des Mondes jenen Mann, wie er sich über ihn neigte, ihn mit großer Sanftmuth und Traurigkeit anschaute, das Blut seiner Wunden stillend, und bemüht, es wieder zu beleben.“

„Aber als Ihr Vater, kaum bei Besinnung, seinen Beistand mit der Aeußerung ablehnte, daß nach einer solchen Niederlage ihm nichts mehr übrig bleibe, als zu sterben, glaubte er, diesen Mann die Worte zu ihm sagen zu hören: „„Sie müssen für Eva leben!..““ Dieß war der Name ihrer Mutter, welche der General in Warschau zurückgelassen hatte, um sich zum Kaiser zu begeben, und im Feldzuge von Frankreich ihm zu dienen.“

„Wie sonderbar dieß ist, Dagobert . . . Und hat seitdem unser Vater jenen Mann wieder gesehen?“

„Er hat ihn wieder gesehen . . . denn er ist's, welcher Ihrer armen Mutter Nachrichten vom Generale gebracht hat!“

„Und wann geschah dieß? . . . Wir haben es nie gewußt? . . .“

„Sie erinnern sich, daß Sie am Morgen des Todes

Ihrer Mutter, mit der alten Feodora in den Tannenwald gegangen sind?"

„Ja," antwortete Rose traurig, „um dort Heidekraut zu suchen, das unsere Mutter so sehr liebte."

„Die arme Mutter! Sie befand sich so wohl, daß wir, ach! das Unglück gar nicht ahnen konnten, das uns am Abende treffen würde," erwiederte Blanche.

„Gewiß, meine Kinder, ich selbst sang an jenem Morgen, im Garten arbeitend; denn ich hatte eben so wenig Ursache, traurig zu seyn, wie Sie; ich arbeitete also immer singend fort, als ich plötzlich eine Stimme auf französisch mich fragen höre: „„Ist dieß das Dorf Milosk?"" Ich kehre mich um, und sehe einen Fremden vor mir stehen . . . Anstatt ihm zu antworten, starre ich ihn an, und trete ganz erstaunt zwei Schritte zurück."

„Warum denn?"

„Er war von hoher Gestalt, sehr blaß, mit hoher unbedeckter Stirne . . . Seine zwei schwarzen Augenbrauen bildeten nur eine, und schienen ihm die Stirne mit einem schwarzen Kennzeichen zu streifen."

„Dieß war also jener Mann, der zweimal in Schlachten bei unserm Vater sich befand?"

„Ja, . . . der war's."

„Aber es ist schon lange her, Dagobert," erwiederte Rose nachdenkend, „daß diese Schlachten vorfielen?"

„Ungefähr sechzehn Jahre."

„Und wie alt war der Fremde, den Du zu kennen glaubtest?“

„Nicht viel älter als dreissig Jahre.“

„Wie ist es aber dann möglich, daß dieß der nämliche Mann sei, welcher vor sechzehn Jahren im Kriege zu unserm Vater kam?“

„Sie haben recht,“ versetzte Dagobert nach kurzem Schweigen, die Achseln zuckend, — „ohne Zweifel täuschte mich der Zufall der Aehnlichkeit .... Und doch ...“

„Oder wenn es der nämliche war, so mußte er nicht gealtert haben ...“

„Aber hast Du ihn nicht gefragt, ob er nicht früher unserm Vater beigestanden?“

„Anfangs war ich so ergriffen, daß ich nicht daran dachte, und dann verweilte er so kurze Zeit, daß ich nicht näher mich erkundigen konnte; er fragt mich also nach dem Dorfe Milosk. Sie sind an Ort und Stelle mein Herr; aber woher wissen Sie, daß ich ein Franzose bin?“

„„Ich habe Sie so eben singen gehört, als ich des Weges kam,““ antwortete er mir; „„könnten Sie mir sagen, wo Madame Simon, die Frau des Generals, wohnt?““

„Sie wohnt hier, mein Herr?“

„Er schaute mich einige Augenblicke schweigend an, indem er wohl sah, daß dieser Besuch mich überraschte; dann reichte er mir die Hand, und sagte:

„„Sie sind der Freund des Generals Simon, sein bester Freund?““

(„Sie können sich denken, wie ich erstaunte, meine Kinder.“)

„Aber, mein Herr, wie wissen Sie dieß?“

„„Er hat oft von Ihnen voll Dankbarkeit mit mir gesprochen.““

„Sie haben den General gesehen?“

„„Ja . . . vor einiger Zeit, in Indien; auch ich bin sein Freund; ich bringe seiner Frau Nachrichten von ihm; ich wußte, daß sie nach Sibirien verbannt sei; in Tobolsk, woher ich komme, hab' ich erfahren, daß sie in diesem Dorfe wohnt. Führen Sie mich zu ihr!““

„Ein guter Reisender . . . ich liebe ihn schon,“ sagte Rose.

„Er war der Freund unsers Vaters.“

„Ich bitte ihn, zu warten; ich wollte Ihre Mutter vorbereiten, damit ihr die plötzliche Gemüthsbewegung nicht schade; fünf Minuten danach trat er in ihr Zimmer . . .“

„Wie sah dieser Reisende aus, Dagobert?“

„Er war sehr groß, trug einen dunklen Pelz und eine Pelzmütze, und hatte lange schwarze Haare.“

„War sein Gesicht schön?“

„Ja, meine Kinder, sehr schön; aber er hatte eine so traurige und so sanfte Miene, daß es mir das Herz beklemmte.“

„Armer Mann! Ohne Zweifel ein großer Kummer?"

„Ihre Mutter war einige Augenblicke mit ihm eingeschlossen; dann rief sie mir, um mir zu sagen, daß sie so eben gute Nachrichten vom Generale erhalten habe; sie brach in Thränen aus, und vor ihr lag ein großes Packet Papiere; dieß war eine Art von Tagebuch, das Ihr Vater für sie fast an jedem Abende schrieb, um sich zu trösten; da er mit ihr nicht sprechen konnte, sagte er dem Papiere, was er ihr selbst gesagt hätte . . ."

„Und wo sind diese Papiere, Dagobert?"

„Hier, in meinem Tornister, mit meinem Kreuze und unserer Börse; einst werde ich sie Ihnen geben; nur einige Bogen davon hab' ich genommen, die ich da habe, und die Sie sogleich lesen werden; Sie werden sehen, warum."

„Ist es schon lange, daß unser Vater in Indien gewesen ist?"

„Nach den wenigen Worten die Ihre Mutter mir sagte, war der General in jenes Land gezogen, nachdem er sich mit den Griechen gegen die Türken geschlagen; denn er gesellt sich gerne zur Partei der Schwachen gegen die Starken; in Indien angekommen, ergrimmte er gegen die Engländer . . . sie hatten unsere Gefangenen auf den Brückenschiffen ermordet, und den Kaiser zu Sanct Helena gequält; dieß war ein guter Krieg, ein doppelt guter Krieg; denn indem er ihnen schadete, nützte er einer edlen Sache."

„Und welcher Sache diente er?“

„Der Sache eines von jenen armen indischen Fürsten, deren Gebiet die Engländer bis zu jenem Tage verwüsten, an welchem sie sich desselben ohne Treue und Recht bemächtigen. Sie sehen, meine Kinder, hier galt es wieder, für einen Schwachen gegen einen Starken sich zu schlagen; Ihr Vater unterließ nicht, es zu thun. In wenigen Monaten hat er die zwölf oder fünfzehntausend Mann dieses Fürsten so gut an Zucht gewöhnt und zum Kriegsleben abgerichtet, daß sie in zwei Treffen die Engländer vernichtet haben, welche die Rechnung ohne Ihren tapfern Vater machten, meine Kinder . . . doch nehmen Sie hier . . . einige Blätter aus seinem Tagebuche werden es Ihnen ausführlicher und besser erzählen, als ich; noch mehr, Sie werden einen Namen darin finden, dessen Sie sich immer erinnern sollen, und deßwegen hab' ich diese Stelle gewählt.“

„Oh, welches Glück! . . . diese von unserm Vater geschriebenen Seiten lesen, ist fast so viel, als ob wir ihn selbst hörten,“ sagte Rose.

„Es ist, als wäre er hier, bei uns,“ fügte Blanche bei.

Und die beiden jungen Mädchen streckten rasch die Hände aus, um die Bogen zu nehmen, welche Dagobert so eben aus seiner Tasche gezogen hatte.

Dann, durch gleichzeitige Anregung, voll rührender Anmuth, küßten sie Beide die Schrift ihres Vaters.

„Am Ende dieses Briefes werden Sie auch sehen, meine Kinder, warum ich erstaunte, daß Ihr Schutzengel, wie Sie sagten, Gabriel heißt . . . Lesen Sie . . . lesen Sie," setzte der Soldat hinzu, als er die Bestürzung der Waisen bemerkte. „Nur muß ich Ihnen sagen, daß der General, als er dieß schrieb, den Reisenden noch nicht getroffen hatte, welcher diese Papiere überbrachte."

Rose, in ihrem Bette sitzend, nahm die Bogen, und begann mit sanfter und bewegter Stimme zu lesen.

Blanche, den Kopf auf die Schulter ihrer Schwester stützend, folgte mit Aufmerksamkeit. Man sah sogar, an der leichten Bewegung ihrer Lippen, daß sie auch las, aber innerlich.

Achtes Kapitel.

Bruchstücke aus dem Tagebuche des Generals Simon.

Bivouac in den Bergen von Ava,
den 20. Februar 1830.

„. . . . . So oft ich einige Bogen diesem Tage-
„buche beifüge, nun tief in Indien geschrieben, wohin
„mein herumirrendes, geächtetes Leben mich geschleudert
„hat, einem Tagebuche, welches Du, ach! vielleicht nie-

„mals lesen wirst, meine vielgeliebte Eva, ergreift mich „eine süße und zugleich grausame Empfindung; denn „es tröstet mich, so mit Dir zu sprechen, und doch war „meine Sehnsucht nach Dir mir schmerzlicher, als indem „ich so mit Dir spreche, ohne Dich zu sehen.

„Wenn diese Blätter Dir zu Gesicht kommen, wird „Dein edelmüthiges Herz dem Namen des furchtlosen „Wesens schlagen, dem ich heute mein Leben zu ver= „danken hatte, und dem ich vielleicht auch das Glück „schulden werde, Dich einst wieder zu sehen . . . Dich „und mein Kind; denn unser Kind lebt, nicht wahr? „Ich muß es glauben; denn welch' ein Dasein bliebe „Dir sonst, armes Weib, in Deiner schrecklichen Ver= „bannung! . . Der liebe Engel muß jetzt vierzehn „Jahre alt sein . . . Wie sieht er aus? Er gleicht „Dir, nicht wahr? Er hat Deine großen und schönen „blauen Augen . . . Thor, der ich bin! . . Wie oft „schon hab' ich in diesem langen Tagebuche unwillkühr= „lich diese thörichte Frage an Dich gestellt, die Du nicht „beantworten kannst! . . . Wie oft . . . werde ich sie „noch an Dich stellen! . . Du wirst unser Kind den „etwas fremd klingenden Namen Djalma aussprechen „und lieben lehren."

„Djalma," — sagte Rose mit feuchten Augen, das Lesen unterbrechend.

„Djalma," — erwiederte Blanche, die Rührung ihrer Schwester theilend. — „Oh, wir werden diesen Namen nie vergessen!"

„Und Sie werden recht thun, meine Kinder; denn es scheint der Name eines berühmten, obgleich noch sehr jungen Kriegers zu sein. Fahren Sie fort, meine kleine Rose."

„Ich habe Dir," las Rose fort, „in den voraus„gehenden Bogen die zwei schönen Tage geschildert, „meine liebe Eva, welche wir in diesem Monate erlebt „haben; die Truppen meines alten Freundes, des indi„schen Fürsten, immer besser auf europäische Weise ein„schult, thaten Wunder. Wir haben die Engländer ge„worfen, und gezwungen, einen Theil dieses unglückli„chen Landes zu räumen, dessen sie sich mit Verachtung „alles Rechtes und aller Gerechtigkeit bemächtigten, und „welches sie unbarmherzig zu verheeren fortfahren, denn „hier ist ein englischer Krieg gleich bedeutend mit Ver„rätherei, Plünderung und Metzelei.

„Diesen Morgen, nach einem beschwerlichen Marsche „inmitten von Felsen und Bergen, vernehmen wir von „unserm Vortrabe, daß für den Feind Verstärkungen „anrücken, und daß er sich anschicke, die Offensive zu „ergreifen; er war nur noch einige Meilen entfernt; „ein Zusammenstoß schien unvermeidlich; mein alter „Freund, der indische Fürst, verlangte dringend anzu„greifen. Gegen drei Uhr begann das Gefecht, wel„ches blutig, erbittert war. Da ich bei den Unserigen „eine augenblickliche Unschlüssigkeit bemerkte, wegen ih„rer viel geringeren Anzahl, während die Verstärkungen „der Engländer aus frischen Truppen bestanden, hab'

„ich an der Spitze unserer kleinen Reitereireserve an-
„gegriffen.

„Der alte Fürst hielt im Centrum, sich schlagend
„wie er sich schlägt: furchtlos; sein Sohn Djalma,
„kaum achtzehn Jahre alt, tapfer wie sein Vater, wich
„nicht von mir; inmitten des heißesten Kampfes wird
„mein Pferd getödtet, stürzt mit mir in einen Hohl-
„weg, an dessen Seite ich hinzog, und ich kam widri-
„gerweise so unter dasselbe zu liegen, daß ich einen Au-
„genblick meinen Schenkel gebrochen zu haben glaubte."

„Armer Vater," sagte Blanche.

„Glücklicherweise wird ihm dießmal nichts Gefähr-
licheres begegnet sein, Dank Djalma! . . Siehst Du,
Dagobert," äußerte Rose, „daß ich den Namen gut be-
halte!"

Und sie fuhr fort:

„Die Engländer glaubten, weil ich getödtet sei,
„(eine für mich sehr schmeichelhafte Meinung), so wür-
„den sie nun mit der Armee des Fürsten ein leichtes
„Spiel haben; als daher ein Offizier der Sipahis und
„fünf oder sechs irreguläre Soldaten mich in den Hohl-
„weg rollen sehen, stürzen sie sich hinunter, um mir
„das Garaus zu machen . . . Inmitten des Feuers
„und Rauches, hatten unsere Bergbewohner, von Kam-
„pfesgluth hingerissen, meinen Sturz nicht bemerkt;
„aber Djalma verließ mich nicht; er sprang in den
„Hohlweg, um mir zu helfen, und seine kaltblütige Un-
„erschrockenheit hat mir das Leben gerettet; mit einem

„der zwei aufbehaltenen Schüsse seines Carabiners, streckte „er den Offizier todt zu Boden, mit dem andern zer= „schmettert er einem Irregulären den Arm, der mir „schon die linke Hand mit einem Bayonnettstoße durch= „bohrt hatte; aber beruhige Dich, meine gute Eva, es „ist nichts . . . eine Schramme . . .“

„Verwundet . . . wieder verwundet, mein Gott!“ — rief Blanche händeringend aus, ihre Schwester unter= brechend.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Dagobert, „es wird nur, wie der General sagt, eine Schramme gewesen sein; denn ehemals nannte er die Wunden welche nicht, kampfunfähig machten, unschuldige Wunden. Nur er konnte solche Worte finden.“

„Als Djalma mich verwundet sieht,“ — fuhr Rose fort, ihre Augen trocknend, — „gebraucht er „seinen schweren Carabiner als Keule, und jagt die „Soldaten in die Flucht; aber in diesem Augenblicke „seh' ich einen neuen Angreifer, hinter einem dichten „Bambusgehölze geschützt, und den Hohlweg beherr= „schend, langsam seine lange Flinte senken, den Lauf „zwischen zwei Aeste legen, auf die Lunte blasen, auf „Djalma zielen, und dem muthigen Jünglinge dringt „eine Kugel in die Brust, ohne daß mein Zuruf ihn „warnen konnte . . . Da er sich getroffen fühlt, prallt „er unwillkürlich zwei Schritte zurück, fällt auf ein „Knie, hält aber immer fest, und sucht, mit seinem „Leibe mir einen Wall zu bilden . . . Du begreifst

„meine Wuth, meine Verzweiflung; unglücklicherweise „wurden meine Anstrengungen, mich loszumachen, durch „einen heftigen Schmerz gelähmt, den ich am Schenkel „empfand. Unvermögend und waffenlos war ich einige „Sekunden lang Zeuge dieses ungleichen Kampfes."

„Djalma verlor viel Blut; sein Arm wurde schwach „schon zog einer von den Irregulären, die Andern „durch Zuruf anspornend, aus seinem Gürtel ein un„geheueres und schweres Messer, welches den Kopf mit „einem Rucke abschneidet, als ein Dutzend von unsern „Bergbewohnern erscheint, durch das Schlachtgewühl „herbeigeführt. Djalma ist befreit; man zieht mich „hervor; nach einer Viertelstunde konnte ich mein Pferd „wieder besteigen. Der Vortheil ist uns heute, unge„achtet unserer Verluste, dennoch geblieben. Morgen „wird der Kampf entscheidend sein, denn man sieht von „hier aus die englischen Bivouacfeuer. So, meine zärt„liche Eva, hab' ich diesem Jünglinge mein Leben zu „verdanken. Glücklicherweise ist seine Wunde nicht be„unruhigend; die Kugel wich ab, und gleitete die Rip„pen entlang."

„Dieser tapfere Jüngling wird wie der General gesagt haben: eine unschuldige Wunde," äußerte Dagobert.

„Nun, meine liebe Eva," fuhr Rose fort, muth„ „Du, wenigstens durch diese Erzählung, diesen uner„schrockenen Djalma kennen; er zählt kaum achtzehn „Jahre. Mit einem Worte will ich Dir diesen edlen

„und tapfern Jüngling schildern; in seinem Lande gibt „man bisweilen Beinamen; mit fünfzehn Jahren nannte „man ihn den Großmüthigen, großmüthig an Herz „und Seele, versteht sich; nach einer sonderbaren und „rührenden Sitte des Landes, ist dieser Beiname auf „seinen Vater übergegangen, welchen man den Vater „des Großmüthigen nennt, und der mit vollem „Rechte der Gerechte heißen könnte; denn dieser alte „Indier ist ein ächtes Vorbild ritterlicher Biederkeit, stolzer „Unabhängigkeit; er hätte, gleich so vielen andern ar„men Fürsten dieses Landes sich demüthig unter die „abscheuliche englische Zwangsherrschaft beugen, um „das Aufgeben seiner Oberherrschaft markten, und der „Gewalt weichen können.

„Er nicht!"

„„Mein Recht ganz und gar, oder ein Grab „„in den Bergen, wo ich geboren wurde!""

„Dieß ist sein Wahlspruch; keine Prahlerei, sondern „das Bewußtsein dessen, was recht und gerecht ist. „Aber Sie werden in diesem Kampfe vernichtet, — „hab' ich zu ihm gesagt. —

„„Mein Freund, wenn man, um Sie zu ei„„ner schimpflichen Handlung zu zwingen, zu „„Ihnen sagen würde: „Gieb nach oder stirb?"" „fragte er mich. Von diesem Tage an hab' ich ihn „verstanden, und mich mit Leib und Seele dieser immer „heiligen Sache des Schwachen gegen den Starken ge„weiht. —

„Du siehst, meine Eva, daß Djalma sich eines sol=
„chen Vaters würdig zeigt. Dieser junge Indier zeich=
„net sich durch eine so heldenmüthige, so stolze Tapfer=
„keit aus, daß er wie ein junger Grieche aus den Zei=
„ten des Leonidas kämpft; mit nackter Brust, während
„die andern Soldaten seines Landes, die gewöhnlich
„Schultern, Arme und Brust bedecken, im Kriege eine
„Art dicken Waffenrockes anziehen; die Tollkühnheit die=
„ses Jünglinges hat mich an den König von Neapel
„erinnert, von dem ich so oft mit Dir gesprochen, und
„den ich hundertmal an unserer Spitze bei den gefähr=
„lichsten Angriffen, als einzige Waffe nur eine Reit=
„peitsche in seiner Hand, gesehen habe."

„Dieser ist auch einer von denjenigen, von denen ich Ihnen erzählte, und welchen den Monarchen spielen zu lassen, der Kaiser sich den Spaß machte," sagte Dagobert. „Ich habe einen gefangenen preußischen Offizier gesehen, welchem dieser Tollkopf von einem neapolitanischen Könige, mit seiner Reitpeitsche einen Hieb in das Gesicht gegeben hatte; das Denkzeichen war blau und roth. Der Preuße schwur, daß er entehrt sei, daß ihm ein Säbelhieb lieber gewesen wäre . . . Glaub's gerne . . . Ein Teufel von einem Monarchen! Er kannte nur Eines: gerad auf die Kanone losgehen; sobald er irgendwo kanoniren hörte, war's nicht anders, als riefe man ihm bei allen seinen Namen, und er sprengte herbei, und schrie: Hier! . . Daß ich von ihm mit Euch spreche, meine Kinder, geschieht, weil er jedem,

der es hören mochte, wiederholte: „„Niemand wird ein Quarré sprengen, das der General Simon und ich nicht sprengen könnten.““

Rose fuhr fort:

„Ich habe mit Kummer bemerkt, daß, im Wider„spruche mit seinem Alter, Djalma oft Anfälle von tie„fer Schwermuth hatte. Bisweilen gewahrte ich son„derbare Blicke zwischen seinem Vater und ihm . . . „ungeachtet unserer wechselseitigen Anhänglichkeit glaub' „ich, daß Beide mir irgend ein trauriges Familienge„heimniß verhehlen, so viel ich aus mehreren Worten „schließen konnte, die dem Einen und dem Andern ent„schlüpften . . . es handelt sich von einem wundersamen „Ereignisse, dem ihre von Natur aus träumerische und „begeisterte Einbildungskraft, einen übernatürlichen Cha„rakter wird verliehen haben.

„Du weißt übrigens, meine Liebe, daß wir das Recht „verloren haben, über die Leichtgläubigkeit Anderer zu „lächeln... Ich seit dem Feldzuge in Frankreich, wo mir „jenes sonderbare Abenteuer begegnet ist, das ich mir „noch immer nicht erklären kann . . .“

„Das ist jenes von dem Manne, der sich vor die Mündung einer Kanone geworfen hat . . .“ sagte Dagobert.

„. . . Du —“ las das junge Mädchen fort, — „Du, „meine liebe Eva, seit den Besuchen jener jungen und „schönen Frau, welche Deine Mutter . . . auch schon bei „ihrer Mutter gesehen zu haben behauptete . . . vierzig „Jahre früher.“

Die Waisen schauten den Soldaten mit Erstaunen an.

„Ihre Mutter... hatte mir nichts davon gesagt... auch der General nicht... meine Kinder; dieß scheint mir eben so befremdend, wie Ihnen..."

Rose fuhr bewegt und mit steigender Neugier fort:

„Indessen, meine liebe Eva, erklären sich oft die „anscheinend außerordentlichsten Dinge durch einen Zu„fall, durch eine Aehnlichkeit oder durch ein Spiel der „Natur. Da das Wunderbare immer nur eine optische „Täuschung, oder die Wirkung einer schon gereizten „Einbildungskraft ist, so kommt der Augenblick, wo „das, was übermenschlich oder übernatürlich schien, sich „als das menschlichste und natürlichste Ereigniß her„ausstellt; daher zweifle ich nicht, daß das, was wir „unsere Wunder nennen, früh oder spät seine Ent„wickelung nahe an der Erde finden dürfte."

„Sie sehen, meine Kinder, — dieß scheint anfangs wunderbar... und im Grunde... ist's ganz einfach... was jedoch nicht hindert, daß man lange Zeit nichts davon begreift..."

„Weil es unser Vater sagt, müssen wir es glauben, und nicht erstaunen; nicht wahr, meine Schwester?"

„Du hast recht, weil es sich einst aufklärt."

„In der That," sagte Dagobert, nach kurzem Nachdenken, „ich will einen Fall setzen. Sie sehen sich so ähnlich, nicht wahr, meine Kinder, daß Jemand, der

nicht in der Lage wäre, Sie täglich zu sehen, leicht eine für die andere halten könnte . . . Nun denn, wenn er nicht wüßte, daß Sie, so zu sagen, doppelt sind, in welches Erstaunen könnte er gerathen! . . Sicher würde er bei Gelegenheit der guten kleinen Engel, die Sie sind, an den Teufel glauben."

„Sehr wahr, Dagobert; so erklären sich viele Sachen, wie auch unser Vater sagt."

Und Rose fuhr fort, zu lesen:

„Uebrigens, meine zärtliche Eva, denke ich mit einigem Stolze, daß Djalma französisches Blut in seinen Adern hat; sein Vater hat vor mehreren Jahren „ein junges Mädchen aus einer Familie französischer „Abkunft geheirathet, welche seit sehr langer Zeit in Batavia, auf der Insel Java, ansässig war; diese Gleichheit der Lage meines alten Freundes und meiner eigenen, hat meine Sympathie für ihn noch vermehrt; „denn auch Deine Familie, meine Eva, ist französischen „Ursprunges, und seit sehr geraumer Zeit im Auslande „ansäßig; unglücklicherweise hat der arme Fürst seit „mehreren Jahren diese Frau verloren, welche er anbetete."

„Ja, meine vielgeliebte Eva, meine Hand zittert, „indem ich Dir diese Worte schreibe; ich bin schwach, „ich bin außer mir . . . aber ach! mein Herz ist beklommen, es bricht . . . wenn ein solches Unglück mich „träfe! . . Oh, mein Gott! und unser Kind . . . was „würde aus ihm ohne Dich . . . ohne mich . . . in

„diesem barbarischen Lande? . . . Nein! Nein! diese „Furcht ist unsinnig . . . Aber welche schreckliche Folter „ist die Ungewißheit! . . . Denn wo bist Du? Was „machst Du? Wie geht es Dir? . . . Vergieb! . . „diese finstern Gedanken . . . beherrschen mich oft wider „meinen Willen . . . Traurige Augenblicke . . . ent„setzliche . . . denn bestürmen sie mich nicht, so denk' „ich: ich bin verbannt, unglücklich; es schlagen aber „doch am andern Ende der Welt zwei Herzen für mich, „das Deinige, meine Eva, und das Herz meines Kin„des . . ."

Rose konnte kaum die letzten Worte hervorbringen; seit einigen Augenblicken war ihre Stimme von Schluchzen unterbrochen.

Es war in der That ein schmerzlicher Einklang zwischen den Besorgnissen des Generals Simon und der traurigen Wirklichkeit; und dann, was giebt es Rührenderes, als diese vertraulichen Mittheilungen, geschrieben am Abende einer Schlacht, am Bivouacfeuer, von dem Krieger, der auf diese Art den Kummer einer so peinlichen Trennung zu täuschen suchte, ohne damals zu wissen, daß er ein ewiger sein sollte!

„Der arme General . . . er weiß unser Unglück nicht," — sagte Dagobert nach einer Pause des Schweigens; — „aber er weiß auch nicht, daß er statt eines Kindes zwei hat . . . Dieß wird wenigstens ein Trost sein . . . Doch fahren Sie fort, zu lesen, Blanche; ich fürchte, es möchte Ihre Schwester ermüden . . .

Sie ist zu bewegt . . . Und zudem ist es billig, daß Sie die Freuden und Leiden dieses Lesens theilen."

Blanche nahm den Brief, und Rose, ihre thränenvollen Augen trocknend, legte nun auch ihr holdes Köpfchen auf die Schulter ihrer Schwester, welche weiter zu lesen begann:

„Ich bin nun ruhiger, meine zärtliche Eva; einen „Augenblick hab' ich aufgehört zu schreiben, und diese „finstere Ideen fortgejagt; wir wollen unsere Unterhal„tung wieder aufnehmen.

„Nach so langem Plaudern über Indien, will ich „jetzt ein wenig von Europa mit Dir reden; gestern „Abend erschien einer von unsern Leuten, ein sehr ver„lässiger Mann, bei unsern Vorposten; er brachte mir „einen aus Frankreich nach Calcutta gekommenen Brief; „kurz, ich habe Nachrichten von meinem Vater; meine „Unruhe ist beschwichtiget. Dieser Brief ist vom Mo„nate August des vorigen Jahres datirt. Aus seinem „Inhalte hab' ich ersehen, daß mehrere andere Briefe, „auf welche er sich beruft, verspätet oder verlegt wur„den; denn seit fast zwei Jahren hatte ich keine Briefe „erhalten; auch war ich seinetwegen in tödtlicher Un„ruhe. Ein herrlicher Vater! Immer derselbe; das „Alter habe ihn nicht geschwächt; sein Charakter sei „noch so schwunghaft, seine Gesundheit noch so kräftig, „wie früher, schreibt er mir; immer noch Ouvrier, und

„sich dessen rühmend; immer noch treu seinen strengen „republikanischen Ideen, und viel hoffend . . ."

„Denn, sagt er, die Zeiten sind nahe, und er „unterstreicht diese Worte . . . Er giebt mir auch, wie „Du sehen wirst, gute Nachrichten von der Familie un„sers alten Dagobert . . . unsers Freundes . . . Ja, „meine liebe Eva, mein Kummer ist minder bitter . . . „wenn ich denke, daß dieser vortreffliche Mann bei Dir „ist; denn ich kenne ihn, er wird Dich in die Ver„bannung begleitet haben . . . Welches goldene Herz . . . „unter seiner rauhen Soldatenrinde! Wie wird er unser „Kind lieben! . . ."

Hier hustete Dagobert zwei oder dreimal, bückte sich, und schien auf dem Boden sein kleines roth und blau geviertes Taschentuch zu suchen, das auf seinem Knie lag.

So gebückt blieb er einige Augenblicke.

Als er sich wieder erhob, wischte er seinen Knebelbart ab.

„Wie unser Vater Dich gut kennt! . . ."

„Wie er errathen hat, daß Du uns liebst!"

„Gut, gut, meine Kinder, lassen wir dieß . . . Kommt nur gleich zu dem, was der General von meinem kleinen Agricola spricht, und von Gabriel, dem angenommenen Sohne meiner Frau . . . Arme Frau, wenn ich denke, daß in drei Monaten vielleicht . . . Seht, Kinder, leset, leset!" fügte der Soldat bei, welcher seine Bewegung beherrschen wollte.

„Ich hoffe immer unwillkürlich, meine theure Eva, „daß vielleicht einst diese Bogen Dir zukommen werden, „und für diesen Fall will ich das hineinschreiben, was „auch Dagobert interessiren kann. Es wird ein Trost „für ihn sein, einige Nachrichten von seiner Familie zu „erhalten. Mein Vater, noch immer Werkführer bei „dem trefflichen Herrn Hardy, schreibt mir, daß dieser „in sein Haus auch den Sohn unsers alten Dagobert „aufgenommen hat; Agricola arbeitet in der Werkstätte „meines Vaters, der darüber voll Freuden; er ist, — „schreibt er mir, ein großer und kräftiger Junge, der „seinen schweren Schmidhammer wie eine Feder hand„habt, eben so lustig als verständig und arbeitsam; er „ist der beste Arbeiter der Anstalt, was ihn nicht hin„dert, Abends, nach seinem harten Tagwerke, wenn er „zu seiner Mutter heimkehrt, die er anbetet, die merk„würdigsten patriotischen Lieder und Verse zu machen. „Seine Poesie ist voll Kraft und Schwung; man singt „in der Werkstätte nichts anderes, und diese Lieder ent„flammen die kältesten und schüchternsten Herzen."

„Wie stolz darfst Du auf Deinen Sohn sein, Dagobert," sagte Rose mit Bewunderung; „er dichtet Lieder!"

„Gewiß, das ist herrlich . . . aber was mir noch mehr gefällt, ist, daß er gegen seine Mutter gut ist, und daß er den Hammer kräftig handhabt . . . Was die Lieder betrifft, wird er, bevor er das Erwachen des Volkes und die Marseillaise gemacht hat . . .

tüchtig Eisen gehämmert haben; aber gleichviel, wo wird dieser Teufelsbursche Agricola dieß gelernt haben? .. Ohne Zweifel in der Schule, welche er, wie Sie sehen werden, mit Gabriel, seinem angenommenen Bruder, besucht hat . . ."

Bei dem Namen Gabriel, der die jungen Mädchen an das ideale Wesen erinnerte, das sie ihren Schutzengel nannten, wurde ihre Neugier lebhaft gereizt. Blanche verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, und fuhr fort zu lesen:

„Der angenommene Bruder Agricola's, dieses arme „verlassene Kind, dessen die Frau unsers guten Dago= „bert sich so edelmüthig erbarmt hat, bietet, sagt mir „mein Vater, einen großen Abstand von Agricola, nicht „in Bezug auf das Herz, denn sie haben Beide ein „treffliches Herz; aber so lebendig, munter und thätig „Agricola ist, eben so schwermüthig und träumerisch ist „Gabriel; übrigens, — fügt mein Vater bei — drückt „sich, so zu sagen, der Charakter eines jeden von ihnen „schon in seinem Gesichte aus: Agricola ist braun, groß „und stark . . . er hat eine heitere, beherzte Miene; „Gabriel dagegen ist schwächlich, blond, schüchtern wie „ein junges Mädchen, und sein Gesicht hat einen Aus= „druck von engelgleicher Sanftmuth . . ."

Die Waisen schauten sich ganz erstaunt an; dann wendeten sie ihre treuherzigen Gesichtchen gegen Dago= bert, und Rose sagte:

„Hast Du gehört, Dagobert? Unser Vater sagt, daß

Dein Gabriel blond ist, und ein Engelsgesicht hat?... Aber der ist ja ganz wie unser Engel!.."

„Ja, ja, ich hab's wohl gehört, und deßwegen überraschte mich Euer Traum."

„Ich möchte wohl wissen, ob er auch blaue Augen hat," — sagte Rose.

„Dafür wollte ich Euch gutstehen, meine Kinder, obwohl der General nichts davon sagt; diese Blonden haben immer blaue Augen; aber blau oder schwarz, er wird sich ihrer nicht viel bedienen, um den jungen Mädchen in's Gesicht zu sehen; fahren Sie fort, Sie werden sehen, warum."

Blanche las wieder:

„Gabriels Gesicht hat einen Ausdruck von engelglei„cher Sanftmuth; einer von den Brüdern der christlichen „Schulen, welche sowohl er als Agricola und andere „Kinder des Stadtviertels besuchten, von seinem ver„ständigen Wesen und seiner Güte eingenommen, hat „von ihm mit einem hochgestellten Gönner gesprochen, „der sich für ihn interessirte, ihn dann in einem Se„minarium unterbrachte, und seit zwei Jahren ist Gabriel „Priester; er hat die Bestimmung zu Missionen in „fremde Länder gewählt, und wird nächstens nach Ame„rika reisen."

„Dein Gabriel ist Priester..." sagte Rose, Dagobert anschauend.

„Und der unserige ist ein Engel," — fügte Blanche bei.

„Daraus geht hervor, daß der Ihrige einen Grad mehr hat, als der meinige; gleichviel, jeder nach seinem Geschmacke; es giebt überall brave Leute; aber es ist mir lieber, daß Gabriel den schwarzen Rock gewählt hat. Ich ziehe es vor, meinen Jungen mit nackten Armen zu sehen, den Hammer in der Hand, und ein ledernes Schurzfell vorgebunden, gerade so wie Ihr alter Großvater, meine Kinder, sonst genannt der Vater des Marschalls Simon, Herzogs von Ligny; denn, sei's wie immer, der General ist Herzog und Marschall durch die Gnade des Kaisers; nun, beendigen Sie Ihr Vorlesen!"

„Ach ja," erwiederte Blanche „es sind nur noch einige Zeilen," und fuhr fort:

„Also, meine liebe und zärtliche Eva, wenn dieses „Tagebuch Dir zukommt, so wirst Du Dagobert über „das Schicksal seiner Frau und seines Sohnes, die er „für uns verlassen hat, beruhigen können. Wie ver„mögen wir jemals ein solches Opfer zu vergelten? Doch „ich bin ruhig; Dein gutes und edelmüthiges Herz wird „ihn zu entschädigen wissen . . ."

„Lebe wohl . . . und wieder lebe wohl für heute, „meine vielgeliebte Eva; während eines Augenblickes „hatte ich so eben dieses Tagebuch unterbrochen, um in „Djalma's Zelt zu gehen; er schlief ruhig; sein Vater „wachte bei ihm; durch einen Wink hat er mich be„ruhiget; der unerschrockene junge Mann hat keine Ge„fahr mehr zu besorgen. Möge er auch im morgigen

„Kampfe verschont bleiben! . . . Lebe wohl, meine „zärtliche Eva; die Nacht ist schweigsam und ruhig; die „Bivouacfeuer verlöschen nach und nach; unsere armen „Bergbewohner ruhen nach diesem blutigen Tagwerke; „ich höre von Stunde zu Stunde nur von ferne das „Rufen unserer Schildwachen... Diese fremden Worte „machen mich wieder traurig; sie erinnern mich an das, „was ich bisweilen vergesse, wenn ich an Dich schreibe,... „daß ich am Ende der Welt bin, und getrennt von „Dir . . . von meinem Kinde!

„Arme geliebte Wesen! Was ist . . . was wird „Euer Loos sein? . . . Ah, wenn ich Euch nur zu „rechter Zeit jene Medaille zurücksenden könnte, die ich „durch einen unglücklichen Zufall aus Warschau mitge„nommen habe; vielleicht gelänge es Dir, nach Frank„reich zu reisen, oder wenigstens Dein Kind mit Da„gobert hinzuschicken; denn Du weißt, von welcher Wich„tigkeit . . . Doch wozu auch diesen Kummer allen an„dern Leiden beifügen? . . .

„Unglücklicherweise entschwinden die Jahre . . . der „verhängnißvolle Tag wird anbrechen, und diese letzte „Hoffnung, in welcher ich für Euch lebe, mir geraubt „werden; doch ich will diesen Tag mit keinen traurigen „Gedanken enden. Lebe wohl, meine vielgeliebte Eva! „Drücke unser Kind an Dein Herz, bedecke es mit allen „Küssen, die ich Euch Beiden aus der Tiefe meiner „Verbannung sende.

„Morgen nach der Schlacht.“

Diesem rührenden Vorlesen folgte ein ziemlich langes Schweigen.

Die Thränen der Rose und Blanche floßen langsam.

Auch Dagobert, die Stirne auf seine Hand stützend, war schmerzlich ergriffen.

Draußen brausete der Wind immer stärker; ein dichter Regen begann heftig an die klingenden Fenster zu schlagen; das tiefste Schweigen herrschte im Wirths-Hause.

. . . .

Während die Töchter des Generals Simon mit einer so rührenden Gemüthsbewegung einige Bruchstücke aus dem Tagebuche ihres Vaters lasen, begab sich etwas Geheimnißvolles und Wundersames im Innern der Menagerie des Thierbändigers.

Neuntes Kapitel.

Die Käfige.

Morok hatte sich so eben gerüstet: über seine Weste von Dammhirschhaut sein stahlgewebtes Panzerhemd angethan, beugsam wie die Leinwand, hart wie der Diamant; Arme und Schenkel mit Schienen bedeckt, seine Füße mit beschlagenen Halbstiefeln, und diese Schutz-Wappnung unter der Weite eines Beinkleides und sorg-

fältig zugeknöpften Pelzrockes verhehlend, eine lange, weißgeglühte Eisenstange mit hölzernem Griffe in die Hand genommen.

Obgleich seit geraumer Zeit durch die Geschicklichkeit und Thatkraft des Propheten gebändiget, hatten sein Tiger Caïn, sein Löwe Judas und sein schwarzer Panther Tod, in einigen Anfällen von Empörungs-Gelüsten, an ihm ihre Zähne und Klauen versuchen wollen; allein in Folge der pelzverhüllten Rüstung ihre Klauen an einer Stahlhaut abgestumpft, ihr Gebiß an eisernen Armen oder Schenkeln eingeschüchtert, während ein leichter Schlag des Metallstabes ihres Meisters ihr Fell sengte und schrumpfte, und mit einem tiefen Brandmale schrammte.

Das Fruchtlose ihrer Bisse erkennend, hatten diese mit einem starken Gedächtnisse begabten Thiere eingesehen, daß sie von nun an ihre Klauen und Zähne gegen ein unverwundbares Wesen vergeblich versuchen würden. Ihre furchterzeugte Unterwürfigkeit stieg zu einem solchen Grade, daß sie in öffentlichen Schaustellungen bei der mindesten Bewegung eines mit feuerfarbenem Papiere überklebten Stäbchens, in der Hand ihres Meisters, erschrocken krochen und kauerten.

Der Prophet, sorgfältig gerüstet, in der Hand das vom Goliath weißgeglühte Eisen, war also durch die Fallthüre des Speichers hinabgestiegen, der über den großen Wagenschoppen sich hindehnte, worin die Käfige dieser Thiere standen; ein einfacher Bretterverschlag

trennte jenen Wagenschoppen vom Pferdestalle des Thierbändigers.

Eine Rückstrahlleuchte warf ein lebhaftes Licht auf die Käfige.

Ihrer waren vier.

Ein eisernes Gitter mit weiten Zwischenräumen bildete ihre Seitenwände. Auf einer Seite drehte sich dieses Gitter auf Angeln wie eine Thüre, um die Bestien ein- und auszulassen, die man in die Käfige sperrte, deren Boden auf zwei Wagenachsen und vier kleinen eisernen Rädern ruhte; so zog man sie leicht bis zu dem großen bedeckten Wagen, auf dem sie während der Reise blieben. Einer von den Käfigen war leer; die drei andern verschlossen, wie man weiß, einen Panther, einen Tiger und einen Löwen.

Der Panther, ursprünglich aus Java, schien seinen traurigen Namen, Tod, durch sein wildes und grimmiges Aussehen zu verdienen.

Völlig schwarz, kauerte er zusammengeballt im Hintergrunde seines Käfigs; da die Farbe seines Felles mit dem ihn umgebenden Dunkel sich vermengte, unterschied man seinen Leib nicht, sondern sah nur zwei glühende und starre Punkte aus der Nacht aufleuchen . . . zwei große Augäpfel von gelben Schimmer, welche so zu sagen nur bei Nacht sich entzündeten; denn alle diese Thiere vom Katzengeschlechte haben ihr volles Augenlicht nur inmitten der Finsterniß.

Der Prophet war schweigend in den Stall getreten;

das düstere Roth seines langen Pelzrockes stach ab gegen das matte und gelbliche Blond seines starren Haupt-Haares und langen Bartes; die ziemlich hochhangende Leuchte erhellte völlig diesen Mann, und das Grelle des Lichtes, dem dichten Dunkel gegenüber, hob die anwidernden Umrisse seines knochigen und wilden Gesichtes nur noch mehr hervor.

Er näherte sich langsam dem Käfige.

Der weiße, seinen fahlen Augapfel umkreisende Ring schien sich zu vergrößern; sein Auge wetteiferte an Glanz und Unbeweglichkeit mit dem funkelnden und starren Auge des Panthers . . .

Immer im Dunkeln hockend, empfand er schon die Wirkung des Zauberblickes seines Meisters; zwei- oder dreimal schloß er hastig seine Augenlieder mit einem dumpfen Grollen des Zornes; dann bald seine Augen wieder öffnend, gleichsam gegen seinen Willen, heftete er sie wie gebannt auf jene des Propheten.

Dann schmiegte der Tod die runden Ohren an seinen vipernförmig abgeplatteten Schädel; seine Stirnhaut runzelte sich krampfhaft; er zog seine von langen Borsten sträubende Schnauze zusammen, und zweimal öffnete er seinen mit furchtbaren Hackenzähnen ausgepfählten Rachen.

Von diesem Momente an schien eine Art magnetischer Verwandtschaft zwischen den Blicken des Menschen und der Bestie zu wirken.

Der Prophet streckte gegen den Käfig seine weißge-

glühte Stahlstange aus, und befahl mit kurzem und gebieterischem Tone:

„Tod . . . hierher!"

Der Panther stand auf, aber duckte sich dergestalt, daß sein Bauch und seine Kniegelenke den Boden streiften. Er war drei Fuß hoch und fünf Fuß lang; sein prallkräftiger und fleischiger Rücken; seine Kniekehlen, so gesenkt und weit, wie jene eines Rennpferdes; seine breite Brust; seine ungeheuern und vorragenden Schultern; seine nervigen, kurzen und dicken Tatzen, verkündeten, daß dieses schreckliche Thier Stärke mit Gelenkheit, Kraft mit Behendigkeit paarte.

Morok, immer den Eisenstab gegen den Käfig kehrend, machte einen Schritt gegen den Panther.

Der Panther machte einen Schritt gegen den Propheten . . .

Er blieb stehen . . .

Der Tod blieb stehen . . .

In diesem Augenblicke machte der Tiger Judas, welchem Morok den Rücken wendete, in seinem Käfige einen mächtigen Sprung, wie aus Eifersucht über die Aufmerksamkeit, die sein Meister dem Panther schenkte; er stieß ein rauhes Grollen aus, und den Kopf erhebend, wies er den Untertheil seiner furchtbaren dreieckigen Kinnlade, und seine gewaltige Brust von schmutzigem Weiß, mit dem die Kupfertinten seines fahlen, schwarzgesprenkelten Felles verschmolzen; sein Schweif, einer großen, röthlichen, ebenholzgeringelten Schlange

ähnlich, schmiegte sich bald an seine Weichen, bald schlug er diese mit langsamer, pausenloser Bewegung; seine Augen, von einem durchsichtigen und leuchtenden Grün, hafteten auf dem Propheten.

So groß war der Einfluß dieses Mannes auf diese Thiere, daß Judas schier augenblicklich zu grollen aufhörte, wie erschrocken über seine Verwegenheit; dennoch blieb sein Athmen laut und brausend.

Morok wendete sich gegen ihn, einige Sekunden lang; er beobachtete ihn sehr aufmerksam.

Der Panther, nicht mehr der Wirkung des Blickes seines Meisters unterworfen, kauerte wieder in seinem Dunkel.

Ein zugleich rauhes und rüttelndes Knacken, gleich jenem großer Thiere, die an einem harten Körper nagen, ertönte aus dem Käfige des Löwen; Caïn zog die Aufmerksamkeit des Propheten auf sich; er verließ den Tiger, und machte einen Schritt gegen den andern Behälter.

Von diesem Löwen sah man nur das ungeheuere rothgelbliche Kreuz; seine Schenkel waren unter ihm gekauert; die dichte Mähne verhüllte völlig seinen Kopf; an der Spannung und Zuckung der Muskeln seiner Lenden, an dem Herausspringen seiner Wirbelbeine, errieth man leicht, daß er mit seinem Rachen und seinen Vorderkrallen gewaltige Anstrengungen machte.

Unruhig näherte sich der Prophet dem Käfige, befürchtend, Goliath möchte gegen seinen Befehl dem

Löwen einige Knochen zum Nagen vorgeworfen haben ... Um hierüber Gewißheit zu erhalten, rief er mit kurzer und fester Stimme:

„Caïn!“

Caïn änderte seine Stellung nicht.

„Caïn ... hierher!“ wiederholte Morok lauter.

Vergeblicher Zuruf; der Löwe wich nicht, und das Knacken währte fort.

„Caïn hierher!“ sagte der Prophet zum drittenmale; aber diese Worte sprechend, tupfte er mit der Spitze seines glühenden Stahlstabes die Hüfte des Löwen.

Kaum lief eine leichte Rauchfurche durch die rothgelben Haare Caïns, als er mit einer Wendung von fast unglaublicher Geschwindigkeit sich umkehrte, und gegen das Gitter stürzte, nicht kriechend, sondern mit einem Satze, und so zu sagen aufrecht, stolz ... schrecklich anzusehen.

Da der Prophet an der Ecke des Käfiges stand, hatte sich Caïn, in seiner Wuth, seitwärts in die Höhe gerichtet, um seinem Meister gegenüber zu stehen, seine breite Weiche an die Eisenstangen stemmend, durch welche er bis zum Gelenke seine ungeheuere, muskelgeschwellte Tatze streckte, mindestens von der Dicke eines Schenkels Goliath's.

„Caïn! leg Dich!“ sagte der Prophet, rasch hinzutretend. Der Löwe gehorchte noch nicht ... seine zorngestülpten Lippen fletschten so große, lange und scharfe Hackenzähne, wie die Hauer eines Ebers.

Morok streifte mit der Spitze seines glühenden Eisens Caïn's Lippen . . . Bei diesem heftigen Brandschmerze, gefolgt von einem plötzlichen Zurufe seines Meisters, wagte es der Löwe nicht, zu brüllen; er grollte dumpf, und dieser große Leib brach unter seiner eigenen Wucht in eine Stellung voll Unterwürfigkeit und Furcht zusammen.

Der Prophet häkelte die Leuchte los, um zu sehen, woran Caïn nagte; es war ein Brett vom Boden des Käfiges, das er losgemacht hatte, und zwischen seinen Zähnen zermalmte, um seines Hungers zu vergessen.

Während einiger Augenblicke herrschte in der Menagerie das tiefste Schweigen.

Die Hände auf dem Rücken, ging der Prophet von einem Käfige zum andern, seine Thiere mit unruhigem und prüfendem Blicke betrachtend, wie unschlüssig in einer unter ihnen zu treffenden wichtigen und schwierigen Wahl.

Von Zeit zu Zeit lauschte er stillstehend vor dem großen Thore des Wagenschoppens, die in den Hof des Wirthshauses ging.

Diese Thüre öffnete sich. Goliath erschien . . . seine Kleider troffen von Wasser.

„Nun denn! . ." sagte der Prophet zu ihm.

„Das ging nicht ohne Mühe ab . . . Glücklicherweise ist die Nacht finster; ein heftiger Wind brauset, und der Regen strömt."

„Kein Verdacht?"

„Keiner, Meister; Eure Anweisungen sind gut; die Thüre des Speisekellers öffnete sich auf das Feld, gerade unter dem Fenster der kleinen Mädchen. Wie Ihr gepfiffen habt, um mir anzudeuten, daß es Zeit sei, bin ich mit einem Schemel, den ich mitbrachte, herausgetreten; ich stellte ihn an die Mauer, und stieg darauf; mit meinen sechs Fuß wurde ich dadurch neun Fuß groß; ich konnte mich mit den Elbogen auf das Fenster lehnen; mit der einen Hand faßte ich den Sommerladen, mit der andern den Griff meines Messers, und in demselben Augenblicke; da ich die zwei Fensterscheiben zerbrach, hab' ich zugleich aus allen Kräften den Sommerladen zugeschlagen . . ."

„Und man hat geglaubt, dieß wäre der Wind?"

„Man hat geglaubt, dieß wäre der Wind. Ihr sehet, daß das Vieh nicht so viehdumm ist . . . So wie der Schlag gethan war, bin ich mit meinem Schemel wieder in den Speisekeller gegangen . . . Bald darauf hab' ich die Stimme des Alten gehört . . . ich hatte wohlgethan, mich zu beeilen . . .

„Ja, als ich Dir pfiff, war er so eben in die große Gaststube getreten, wo man zu Nacht ißt; ich glaubte, er würde länger dort bleiben."

„Dieser Mann ist nicht dazu gemacht, lange bei dem Abendessen zu verweilen," sagte der Riese verächtlich. — „Einige Augenblicke nach dem Zerbrechen der Fensterscheiben . . . öffnete der Alte das Fenster, und rief seinem Hunde, indem er ihm sagte: „„Spring hin-

aus!‟‟ Ich lief schnell an das andere Ende des Speisekellers, sonst hätte der verfluchte Hund mich hinter der Thüre gewittert.‟

„Der Hund ist jetzt in dem Stalle eingesperrt, worin das Pferd des Alten steht... Fahr fort!‟

„Als ich den Sommerladen und das Fenster wieder schließen hörte, verließ ich den Speisekeller von Neuem, brachte meinen Schemel wieder an seinen Platz, und stieg wieder hinauf; sachte die Klinke des Sommerladens drückend, machte ich ihn auf; aber die Oeffnungen der beiden Fensterscheiben waren mit den Schößen eines Pelzrockes verstopft; ich hörte sprechen und sah nichts; ich schob den Mantel ein wenig zur Seite, und sah... die jungen Mädchen in ihrem Bette, mit dem Gesichte gegen mich... der Alte saß neben ihrem Kopfkissen, und wendete mir den Rücken.‟

„Und sein Tornister... sein Tornister? Dieser ist wichtig.‟

„Sein Tornister lag nahe bei dem Fenster, auf einem Tische neben der Lampe; ich hätte ihn, die Hand ausstreckend, fassen können.‟

„Was hast Du gehört?‟

„Da Ihr mir befahlet, nur an den Tornister zu denken, erinnere ich mich dessen, was den Tornister betrifft; der Alte sagte, daß Papiere darin wären, Briefe eines Generals, sein Geld und sein Kreuz.‟

„Gut... dann...‟

„Wegen der Schwierigkeit, den Pelzrock von der

Oeffnung der Fensterscheiben abgesondert zu halten, entschlüpfte er mir ... ich wollte ihn wieder ergreifen, streckte die Hand zu weit hinein, und eines von den jungen Mädchen ... wird sie gesehen haben ... denn es schrie, auf das Fenster deutend."

„Elender! ... Alles ist vereitelt ..." rief der Prophet vor Zorn erblassend aus.

„Wartet nur ... nein, es ist nicht alles vereitelt. Da ich schreien hörte, sprang ich von meinem Schemel herab, und wieder in den Speisekeller hinein; weil der Hund nicht mehr da war, ließ ich die Thüre halb offen; ich hörte das Fenster öffnen; ich sah den Schein des Lichtes, welches der Alte zum Fenster hinaushielt; er schaute um sich; es war keine Leiter da, und das Fenster zu hoch, als daß ein Mensch von gewöhnlicher Größe hinauf langen konnte ..."

„Er wird geglaubt haben, der Wind wäre es ... wie das erstemal ... Du bist weniger ungeschickt, als ich glaubte."

„Der Wolf spielt den Fuchs, habt Ihr gesagt ... Als ich wußte, wo der Tornister, das Geld und die Papiere seien, und für den Augenblick nichts Besseres thun konnte, bin ich zurückgekehrt ... und nun da."

„Hole mir oben die längste eschene Pike."

„Ja, Meister."

„Und die Decke von rothem Tuche ..."

„Ja, Meister."

„Geh!"

* * *

Goliath stieg die Leiter hinauf; auf der Mitte derselben angekommen blieb er stehen.

„Meister, Ihr wollet nicht, daß ich herabsteige . . . ein Stück Fleisch für den Tod? . . . Ihr werdet sehen, daß er mir einen Groll nachtragen wird : . . Er wird die ganze Schuld mir beimessen . . . Er vergißt nichts und bei der ersten Gelegenheit . . .“

„Die Pike und die Decke!“

Während Goliath, zwischen den Zähnen fluchend, seine Befehle vollzog, öffnete Morok halb das große Thor des Wagenschoppens, schaute in den Hof, und horchte wieder.

„Hier sind die eschene Pike und die Decke,“ sagte der Riese, indem er mit diesen Gegenständen wieder die Leiter herabstieg.

„Was muß ich jetzt thun?“

„Kehre zum Speisekeller zurück, steig bei dem Fenster hinauf, und wenn der Alte eilig aus dem Zimmer gehen wird . . .“

„Wer wird denn machen, daß er hinausgeht?“

„Er wird hinausgehen . . . was geht's Dich an?“

„Hernach?“

„Du hast mir gesagt, daß die Lampe neben dem Kreuzstocke stand?“

„Ganz nahe dabei . . . auf dem Tische, neben dem Tornister.“

„Sobald der Alte aus dem Zimmer gehen wird, drück das Fenster auf, mach' daß die Lampe fällt, und

vollendest Du schnell und geschickt, was Dir noch zu thun übrig bleibt, . . so gehören die zehn Gulden Dein . . . Du hast Dir doch alles gut gemerkt . . ."

„Ja, ja."

„Die kleinen Mädchen werden ob dem Getöse und der Finsterniß so erschrecken, daß sie vor Entsetzen verstummen."

„Seyd ruhig; der Wolf hat den Fuchs gespielt; er wird auch die Schlange spielen."

„Das ist nicht alles."

„Was noch?"

„Das Dach dieses Wagenschoppens ist nicht hoch, die Dachluke des Speichers leicht zugänglich . . . die Nacht finster . . . anstatt durch die Thüre zurückzukehren . . ."

„Werde ich durch die Dachluke zurückkehren . . ."

„Und ohne Lärm."

„Als wahre Schlange." — Und der Riese ging fort.

„Ja! —" sagte der Prophet nach ziemlich langem Schweigen, — „diese Mittel sind sicher . . . Ich darf nicht schwanken . . . Ein blindes und geringes Werkzeug . . . kenne ich die Beweggründe der erhaltenen Befehle nicht; doch nach den Einschärfungen, die sie begleiten . . . doch nach der Stellung desjenigen, der sie mir gab, handelt es sich ohne Zweifel von unermeßlichen Interessen . . . — von Interessen —" fuhr er nach wiederholtem Schweigen fort — „die an das

Größte streifen . . . an das Höchstgestellte auf der Welt!!!"

„Aber wie können diese zwei jungen Mädchen, fast Bettlerinnen, wie dieser elende Soldat, solche Interessen vertreten? . . . Es geht mich nichts an, —" fügte er mit Demuth bei — „ich bin die Hand, welche wirkt . . . das Haupt, welches denkt und befiehlt, hat seine Werke zu verantworten . . ."

Bald verließ der Prophet den Wagenschoppen, nahm die rothe Decke mit, und ging gegen den kleinen Stall des Jovial; die abgesonderte Thüre war kaum durch einen Drücker geschlossen.

Bei dem Anblicke eines Fremden stürzte sich Rabat-Joie auf ihn; allein seine Zähne stießen auf eiserne Schienen, und der Prophet nahm, ungeachtet der Bisse des Hundes, Jovial bei seiner Halfter, verhüllte ihm den Kopf mit der Decke, um ihn zu verhindern, zu sehen und zu riechen, führte ihn zum Stalle hinaus, und lenkte ihn in das Innere seiner Menagerie, deren Thüre er schloß.

Zehntes Kapitel.

Der Ueberfall.

Als die Waisen das Tagebuch ihres Vaters gelesen hatten, blieben sie einige Zeit stumm, traurig und

nachsinnend, diese durch die Zeit vergilbten Bogen betrachtend.

Dagobert, gleichfalls in sich versunken, dachte an seinen Sohn, an seine Frau, von welcher er schon so lange getrennt war, und die er bald zu sehen hoffte.

Der Soldat, das Schweigen brechend, welches schon seit einigen Minuten währte, nahm die Bogen aus den Händen der Blanche, legte sie sorgfältig zusammen, steckte sie in seine Tasche, und sagte zu den Waisen:

„Nun denn, Muth meine Kinder . . . Sie sehen, was für einen braven Vater Sie haben; denken Sie nur an die Wonne, ihn zu umarmen, und erinnern Sie sich immer an den Namen des würdigen Jünglings, dem Sie diese Wonne verdanken werden; denn ohne ihn wäre Ihr Vater in Indien getödtet worden."

„Er heißt Djalma . . . Wir werden ihn niemals vergessen," sagte Rose.

„Und wenn unser Schutzengel Gabriel wieder kommt," — fügte Blanche bei, — „werden wir ihn bitten, über Djalma zu wachen, wie über uns . . !"

„Gut, meine Kinder, ich bin überzeugt, daß Sie nichts vergessen werden, wobei das Herz im Spiele ist . . . Aber um auf den Reisenden zurückzukommen, der Ihren armen Vater in Sibirien aufgesucht hat: ein Monat nach den Ereignissen, die Sie so eben gelesen, und in dem Augenblicke, da er gegen die Engländer wieder zu Felde ziehen wollte, hatte er den Ge-

neral gesehen, und damals Ihr Vater diese Papiere und die Medaille ihm anvertraut.

„Aber wozu wird uns diese Medaille nützen, Dagobert?"

„Und was bedeuten diese darauf geprägten Worte?" fragte Rose die Medaille aus ihrem Busen ziehend.

Opfer von L. C. D. J. Betet für mich. ——— Paris, den 13. Februar 1682. ———	In Paris, Straße Saint-François, Nr. 3. In anderthalb Jahrhunderten werdet Ihr seyn am 13. Februar 1832. ——— Betet für mich. ———

„Ei, meine Kinder, . . . dieß bedeutet, daß wir am 13. Februar 1832 in Paris, Straße Saint-François, Nr. 3. seyn müssen."

„Aber was sollen wir dort thun?"

„Ihre arme Mutter wurde so schnell von der Krankheit befallen, daß sie es mir nicht sagen konnte; nur so viel weiß ich, daß sie diese Medaille von ihren Eltern bekam; sie war eine in ihre Familie seit mehr als hundert Jahren aufbewahrte Reliquie."

„Und wie kam sie in den Besitz unsers Vaters?"

„Unter den Gegenständen, welche man in der Eile in seinen Wagen gepackt hatte, als er gewaltsam aus Warschau abgeführt wurde, befand sich auch ein Ihrer Mutter gehörendes Kästchen, worin diese Medaille lag; seitdem konnte sie der General, aus Mangel irgend

einer Versendungsgelegenheit, und unseres Aufenthaltes unkundig, nicht zurückschicken."

„Diese Medaille ist also für uns sehr wichtig?"

„Ohne Zweifel; denn seit fünfzehn Jahren hab' ich Ihre Mutter nie so glücklich gesehen, als an dem Tage, da der Reisende sie ihr zurückbrachte. „Nun wird das „Schicksal meiner Kinder vielleicht eben so günstig wer„den, als es bisher elend war," — sagte sie zu mir vor dem Fremden, mit Freudenthränen in den Augen; — „ich will den Gouverneur von Sibirien um die „Erlaubniß bitten, mit meinen Kindern nach Frankreich „gehen zu dürfen . . . Man wird vielleicht einsehen, „daß ich durch fünfzehnjährige Verbannung und durch „die Confiscation meiner Güter genug gestraft bin . . . „Wenn man es mir verweigert . . . werde ich bleiben; „aber man wird mir wenigstens erlauben, meine Kin„der nach Frankreich zu senden, wohin Du sie begleiten „wirst, Dagobert; Du wirst dann sogleich abreisen; „denn unglücklicherweise ging schon viel Zeit verloren „. . . denn kämest Du nicht vor dem 13ten Februar „in Paris an, so wäre diese schmerzliche Trennung, „diese so beschwerliche Reise vergeblich.

„Wie kann ein einziger Tag der Verspätung . . ."

„Wenn wir am vierzehnten anstatt am dreizehnten „ankämen, wäre es nicht mehr Zeit," sagte Ihre Mutter; „sie gab mir auch einen großen Brief, den ich in der ersten Stadt, die wir erreichen würden, auf die Post nach Frankreich tragen sollte, was ich auch gethan habe."

„Und glaubst Du, daß wir bis dahin in Paris seyn werden?“

„Ich hoffe es; wir müssen jedoch, wenn Sie kräftig genug dazu sind, einige Tagmärsche verdoppeln; denn so wir nur unsere fünf Meilen täglich zurücklegen, vorausgesetzt ohne Unfall, so würden wir höchstens erst gegen Anfang des Februars in Paris ankommen, und es wäre besser, wenn es früher geschähe.“

„Aber da unser Vater in Indien ist, und als zum Tode verurtheilt nicht nach Frankreich zurückkehren darf, wann werden wir ihn also wiedersehen?“

„Und wo werden wir ihn wiedersehen?“

„Arme Kinder, es ist wahr . . . es giebt so viele Dinge, die Ihr nicht wißt; als der Reisende ihn verließ, konnte der General noch nicht nach Frankreich zurückkehren; aber jetzt kann er es.“

„Und warum kann er es?“

„Weil im vorigen Jahre die Bourbons, welche ihn verbannt hatten, vertrieben wurden . . , diese Nachricht wird nach Indien gekommen seyn, und Ihr Vater Sie gewiß in Paris erwarten, weil er hofft, daß Sie und Ihre Mutter am 13. Februar des nächsten Jahres dort seyn werden.“

„Ah, nun versteh' ich's; wir können hoffen, ihn wieder zu sehen,“ seufzte Rose.

„Weißt Du, wie dieser Reisende heißt, Dagobert?“

„Nein, meine Kinder . . . aber daß er Peter oder

Jakob heißt; das ist ein beherzter Mann. Als er Ihre Mutter verließ, hat sie ihm weinend gedankt, daß er so ergeben, so gut gegen den General, gegen sie und ihre Kinder gewesen. Dann hat er ihre Hände in die seinigen geschlossen, und zu ihr mit einer sanften Stimme, die mich wider meinen Willen rührte, gesagt: „„Warum mir danken? Hat er nicht gesagt: Liebet einander!""

„Wer denn, Dagobert?"

„Ja, von wem wollte der Reisende sprechen?"

„Ich weiß es nicht; nur die Art, wie er diese Worte gesprochen, hat mich ergriffen, und dieß waren die letzten Worte, die er gesprochen hat."

„Liebet einander! . . ." wiederholte Rose sinnend.

„Wie schön diese Worte sind! . . ." fügte Blanche bei.

„Und wohin ging dieser Reisende?"

„Sehr weit . . . sehr weit nach Norden, hat er Ihrer Mutter geantwortet; als sie ihn fortgehen sah, sagte sie zu mir, indem sie von ihm sprach: „Seine „sanfte und traurige Sprache hat mich bis zu Thränen „gerührt; während er mit mir redete, fühlte ich mich „besser; ich liebte meinen Mann, meine Kinder, noch „mehr; und doch möchte man bei dem Anblicke des „Ausdruckes im Gesichte dieses Fremden sagen: daß er „nie gelächelt, nie geweint habe," fügte Ihre Mutter bei."

„Als er fortgegangen war, folgten wir, sie und ich,

vor der Thüre stehend, ihm mit unsern Augen, so lange wir konnten; er ging mit gesenktem Kopfe. Sein Gang war langsam . . . ruhig . . . fest . . . man hätte meinen sollen, er zählte seine Schritte . . . und was seinen Schritt betrifft, hab' ich noch etwas bemerkt."

„Was denn, Dagobert?"

„Sie wissen, daß der Weg, welcher zum Hause führte, wegen der kleinen überfließenden Quelle immer feucht war . . ."

„Ja."

„Nun denn, die Spur seiner Schritte hatte sich dem Eise eingeprägt, und ich bemerkte unter seiner Sohle in Kreuzesform eingeschlagene Nägel . . ."

„Warum denn in Kreuzesform?"

„Sehen Sie," — sagte Dagobert, indem er mit seinem Finger die Bettdecke siebenmal tupfte . . . sehen Sie, so waren sie unter seinem Absatze eingeschlagen:

„Sie sehen, daß dieß ein Kreuz bildet."

„Was kann dieß bedeuten, Dagobert?"

„Der Zufall, vielleicht . . . . . . ja . . . der Zufall . . . und doch hat dieses verwünschte Kreuz, das er hinter sich ließ, auf mich, wider meinen Willen, die Wirkung einer schlimmen Vorbedeutung gemacht;

denn kaum war er fort, als uns Mißgeschick Schlag auf Schlag traf."

„Ach, der Tod unserer Mutter?"

„Ja, aber zuvor . . . ein anderer Kummer! . . . Sie waren noch nicht zurückgekommen; sie schrieb eben ihre Bitte um die Erlaubniß, nach Frankreich zu reisen, oder ihre Kinder hinzuschicken, als ich den Galoppschlag eines Pferdes höre; es war ein Kurier des General-Gouverneurs von Sibirien. Er brachte uns den Befehl, unsern Aufenthalt zu ändern; in drei Tagen sollten wir uns andern Verurtheilten anschließen, um mit ihnen vierhundert Meilen weiter nach Norden geführt zu werden. Also nach fünfzehnjähriger Verbannung verdoppelte man die Grausamkeit, die Verfolgung gegen Ihre Mutter . . ."

„Und warum quälte man sie so?"

„Man hätte sagen mögen, ein böser Geist sey gegen sie erbittert gewesen; denn einige Tage später würde uns der Reisende nicht mehr in Milosk gefunden haben, oder, wenn später, doch so ferne, daß diese Medaille und die Papiere, welche er brachte, nichts mehr nützten . . . denn auch auf der Stelle sodann abreisend, wären wir kaum mehr zur rechten Zeit in Paris angekommen. „Wenn man ein Interesse daran hätte, „mich oder meine Kinder zu verhindern, nach Frankreich „zu reisen, so würde man nicht anders handeln," — sagte Ihre Mutter, — „denn uns jetzt vierhundert „Meilen weiter verbannen, heißt diese Reise nach Frank-

„reich in der bestimmten Frist unmöglich machen.“ — Und sie verzweifelte bei diesem Gedanken.“

„Hat vielleicht dieser unvermuthete Kummer ihre plötzliche Krankheit veranlaßt?“

„Ach nein, meine Kinder; dieß war die höllische Cholera, welche erscheint, ohne daß man weiß, woher sie kommt; denn sie reiset auch . . . und trifft Sie wie der Blitzstrahl; drei Stunden nach dem Fortgehen des Reisenden, als Sie ganz heiter, ganz zufrieden, mit Ihren großen Blumenbouquets für Ihre Mutter, aus dem Walde heimkehrten . . . lag sie fast schon in den letzten Zügen . . . und unkennbar; der Ausbruch der Cholera wurde im Dorfe verkündet . . . Am Abende waren schon fünf Personen daran gestorben . . . Ihre Mutter hatte nur noch so viel Zeit, Ihnen die Medaille an den Hals zu hängen, meine liebe kleine Rose . . . Sie Beide mir anzuempfehlen . . . mich zu bitten, sogleich unsere Reise anzutreten; als sie todt war, konnte der neue Verbannungsbefehl, der sie traf, auf Sie keine Wirkung mehr haben; der Gouverneur erlaubte mir, mit Ihnen nach Frankreich zu reisen; nach dem letzten Willen Ihrer . . .“

Der Soldat konnte nicht ausreden; er verhüllte seine Augen mit der Hand, während die Waisen sich schluchzend umarmten.

„Oh,“ — fuhr Dagobert, nach einem Momente schmerzlichen Schweigens mit Stolz fort, „Sie haben sich aber als würdige Töchter des Generals bewiesen...

Ungeachtet der Gefahr, ließen Sie sich nicht vom Bette Ihrer Mutter entfernen; Sie blieben bei ihr bis zu ihrem Ende . . . Sie haben ihr die Augen zugedrückt, Sie haben die ganze Nacht bei ihr gewacht . . . und Sie wollten nicht eher reisen, als bis Sie mich das kleine hölzerne Kreuz auf die Grube pflanzen gesehen, die ich gegraben hatte."

Dagobert hielt plötzlich inne.

„Ein sonderbares verzweifeltes Wiehern, untermengt mit wildem Gebrülle, jagte den Soldaten von seinem Stuhle auf; er erblaßte, und rief aus:

„Das ist Jovial! Mein Pferd! Was thut man meinem Pferde?"

Dann öffnete er die Thüre, und eilte die Treppe hinab.

Die beiden Schwestern drängten sich aneinander, von dem plötzlichen Aufbruche des Soldaten so erschreckt, daß sie nicht sahen, wie eine ungeheure Hand durch die zerbrochenen Fenster griff, die Schieberstange derselben öffnete, die Fensterflügel heftig wegstieß, und die auf einen kleinen Tisch, auf dem der Tornister des Soldaten lag, gestellte Lampe umstürzte.

Die Waisen befanden sich nun in der tiefesten Finsterniß.

Eilftes Kapitel.

Jovial und der Tod.

Morok hatte Jovial mitten in seine Menagerie geführt, und ihm dann die Decke abgenommen, die ihn am Sehen und Riechen hinderte.

Kaum hatten der Tiger, der Löwe und der Panther ihn erblickt, als diese ausgehungerten Thiere sich gegen die Gitterstangen ihrer Käfige stürzten.

Das Pferd, von Schrecken ergriffen, mit gestrecktem Halse und starrem Auge, zitterte an allen Gliedern, und schien an den Boden genagelt; ein heftiger und eisiger Schweiß rieselte plötzlich von seinen Weichen.

Der Löwe und der Tiger stießen ein entsetzliches Gebrüll aus, indem sie in ihren Behältern sich wüthend geberdeten.

Der Panther brüllte nicht . . . aber seine stumme Wuth war schauderhaft.

Mit einem rasenden Sprunge, auf die Gefahr hin, sich den Schädel zu zerschmettern, stürzte er sich von der Tiefe des Käfigs bis zu den Stangen; dann, immer stumm, immer erbittert, kehrte er bis zum äußersten Rande des Behälters kriechend zurück, und suchte mit einem neuen, eben so ungestümen als blinden Ansprunge, das Gitterwerk wieder zu erschüttern.

Dreimal hatte er diesen Sprung gemacht . . .

schrecklich, schweigend . . . als das Pferd, von der Unbeweglichkeit des Entsetzens sich erholend, ein langes Wiehern ausstieß, und bestürzt gegen die Thüre rannte, durch welche man es hereingeführt hatte.

Als es sie verschlossen fand, senkte es den Kopf, bog ein wenig die Beine, streifte mit seinen Nüstern die Spalte zwischen dem Boden und den Dielen der Thüre, als wollte es frische Luft athmen, dann, immer bestürzter, verdoppelte es sein Wiehern, indem es kräftig mit seinen Vorderfüssen an die Thüre schlug.

Der Prophet näherte sich dem Käfige des Todes in dem Augenblicke, wo er seinen Sprung wiederholen wollte. Der schwere Riegel, welcher das Gitter schloß, durch die Pike des Thierbändigers zurückgeschoben, wich, ging aus der eisernen Krampe . . . und in einer Sekunde hatte der Prophet die Hälfte der Leiter erklommen, die in seinen Speicher führte . . .

Das Brüllen des Tigers und Löwen, vereint mit Jovial's Wiehern, drang nun durch alle Räume des Wirthshauses.

Der Panther hatte sich neuerdings mit so wüthender Erbitterung auf das Gitterwerk gestürzt, daß er, als es nachgab, mit einem Sprunge mitten in den Wagenschoppen fiel.

Der Schimmer der Leuchte spiegelte sich auf dem glänzenden Ebenholz-Schwarz seines mit mattschwarzen Flecken übersäeten Felles . . . Einen Augenblick blieb er regungslos, auf seinen Gliedern kauernd . . . den

Kopf auf den Boden lang hinstreckend, wie um die Sprungweite zu bemessen, deren er bedürfe, um das Pferd zu erreichen; dann stürzte er sich plötzlich auf dasselbe.

Als Jovial ihn aus dem Käfige kommen sah, warf er sich mit einer heftigen Seitenwendung auf die Thüre, die sich von außen nach innen öffnete . . . und stemmte sich mit allen seinen Kräften dagegen, wie wenn er sie hätte einbrechen wollen. In dem Augenblicke, da der Tod aufsprang, bäumte er sich fast gerade empor; aber jener, schnell wie der Blitz, klammerte sich an seine Kehle, und schlug ihm zugleich die spitzigen Krallen seiner Tatzen vorne in die Brust.

Die Halsader des Pferdes borst; rothe Blutstrahlen sprudelten unter dem Zahne des Panthers von Java, der dann, auf seine Hintertatzen gestützt, sein Opfer gewaltig gegen die Thüre drückte und mit seinen spitzigen Klauen ihm die Weiche zerriß und aufwühlte . . .

Das Pferd bebte und keuchte; sein ersticktes Wiehern wurde gräßlich.

Plötzlich ertönten die Worte:

„Jovial . . . Muth . . . ich bin da . . Muth . . . .“

Dieß war Dagobert's Stimme, der sich in verzweifelten Versuchen erschöpfte, die Thüre zu sprengen, hinter welcher dieser blutige Kampf geschah.

„Jovial, —“ wiederholte der Soldat, — „da bin ich . . . ich helfe Dir . . .“

Bei diesem freundlichen, wohlbekannten Tone, suchte

das arme Thier, fast schon verendend, den Kopf gegen die Stelle zu wenden, von welcher die Stimme seines Herrn kam, antwortete ihm mit kläglichem Wiehern, und unter den Anstrengungen des Panthers zusammenbrechend, fiel es . . . anfangs auf die Knie, dann auf die Weiche . . . so daß sein Rücken und sein Widerriß, die Thüre entlang, das Oeffnen derselben verhinderten.

Alles war vorüber.

Der Panther kauerte auf dem Pferde, klammerte sich mit seinen Vorder- und Hinterkrallen fest, ungeachtet es noch manchmal schwach ausschlug, und durchwühlte seine Weiche mit blutiger Schnauze.

„Zu Hülfe . . meinem Pferde zu Hülfe!" schrie Dagobert, vergebens versuchend, das Schloß zu erschüttern; dann fügte er wüthend bei:

„Und keine Waffen . . . keine Waffen! . ."

„Nehmt Euch in Acht! . ." rief der Thierbändiger aus.

Und er erschien am Dachfenster des Speichers, das gegen den Hof zu aufging.

„Versucht nicht hineinzugehen, es kostet Euch das Leben . . . mein Panther ist wüthend . . ."

„Aber mein Pferd . . . mein Pferd . . ." schrie Dagobert mit herzzerreissender Stimme.

„Es ist während der Nacht aus seinem Stalle gegangen, und, die Thüre aufstossend, in den Wagenschoppen gekommen; bei seinem Anblicke hat der Panther seinen Käfig aufgesprengt, und sich auf das Pferd

gestürzt . . . Ihr werdet für alles Unglück haften, welches entstehen kann," — setzte der Thierbändiger mit drohender Miene hinzu, — „denn ich laufe die größte Gefahr, wenn ich den Tod wieder in seinen Behälter bringen muß."

„Aber mein Pferd . . . Rettet mein Pferd!!" schrie Dagobert, verzweiflungsvoll bittend.

Der Prophet verschwand von der Dachlucke.

Das Brüllen der Thiere und Dagobert's Schreien, weckte alle Leute im Wirthshause zum weißen Falken. Hier und da ward es an den Fenstern lichthell, welche eilig geöffnet wurden. Bald rannten die Kellner des Wirthshauses mit Laternen in den Hof, umringten Dagobert, und fragten, was sich denn so eben ereignet habe.

„Mein Pferd ist d'rein . . . und eines von den Thieren dieses Elenden seinem Käfige entsprungen," rief der Soldat aus, indem er fortfuhr, die Thüre zu erschüttern.

Bei diesen Worten entflohen die schon durch das gräßliche Brüllen erschreckten Leute, um eilig den Wirth davon in Kenntniß zu setzen.

Man begreift die Angst des Soldaten, welcher immer erwartete, daß die Thüre des Wagenschoppens aufgehen werde.

Blaß, keichend, das Ohr an das Schloß schmiegend, horchte er . . . Nach und nach hatte das Brüllen aufgehört; er vernahm nur noch ein dumpfes Grollen,

und den unglücklichen wiederholten Zuruf der harten und kurzen Stimme des Propheten:

„Tod . . . hierher . . . Tod!“

Die Nacht war ganz finster. Dagobert bemerkte Goliath nicht, welcher, vorsichtig das Ziegeldach entlang kriechend, durch das Fenster der Dachstube in den Speicher zurückkehrte.

Bald ging die Hofthüre von Neuem auf; der Besitzer des Wirthshauses erschien, gefolgt von mehrern Männern; mit einem Carabiner bewaffnet, näherte er sich vorsichtig; seine Leute trugen große Gabeln und Stöcke.

„Was giebt's denn da?“ — fragte er, auf Dagobert zugehend, — „was für eine Unruhe in meinem Wirthshause! . . Zum Teufel die Thierzeiger und die Nachlässigen, welche die Halfter eines Pferdes nicht an die Krippe zu binden wissen! . . Wenn Ihr Thier verwundet ist . . . desto schlimmer für Sie . . . Sie mußten besser dafür sorgen.“

Anstatt auf diese Vorwürfe zu antworten, machte der Soldat, immer horchend, was im Innern des Wagenschoppens vorgehe, eine Geberde mit der Hand, daß man schweigen möge.

Plötzlich hörte man einen Ausbruch wilden Brüllens, gefolgt von einem starken Schrei des Propheten, und fast alsogleich heulte der Panther auf klägliche Weise.

„Sie sind ohne Zweifel die Ursache eines großen

Unglücks," sagte der erschrockene Wirth zum Soldaten; „haben Sie den Schrei gehört! . . . Morok ist vielleicht gefährlich verwundet."

Dagobert wollte dem Wirthe antworten, als die Thüre aufging; Goliath erschien auf der Schwelle, und sagte:

„Man kann eintreten, es ist keine Gefahr mehr."

Das Innere der Menagerie bot einen traurigen Anblick.

Der Prophet, bleich, konnte seine Bewegung unter einer scheinbaren Ruhe kaum verbergen; er kniete einige Schritte vor dem Käfige des Panthers in einer andächtigen Stellung; an der Bewegung seiner Lippen erkannte man, daß er betete.

Bei dem Anblicke des Wirthes und der Leute des Wirthshauses, stand Morok auf, und sagte mit feierlicher Stimme:

„Ich danke Dir, mein Gott . . . daß ich noch einmal durch die Kraft siegen konnte, die Du mir verliehen hast."

Dann schien er, die Arme auf seine Brust kreuzend, mit stolzer Stirne und gebieterischem Blicke, des Triumphes zu genießen, den er so eben über den Tod davongetragen, der, in der Tiefe seines Käfiges hingestreckt, noch ein klägliches Geheul ausstieß.

Die Zuschauer dieses Auftrittes, welche nicht wußten, daß der Pelz des Thierbändigers eine vollständige Rüstung verbarg, und das Heulen des Panthers für

Furcht hielten, waren von Anstaunen und Bewunderung der Unerschrockenheit und fast übernatürlichen Macht dieses Mannes ergriffen.

Einige Schritte hinter ihm stand Goliath, auf seine eschene Picke gestützt . . .

Endlich, nicht ferne vom Käfige, mitten in einem Meere von Blut, lag Jovials todter Leib.

Als Dagobert diese blutigen . . . zerrissenen Reste erblickte, blieb er unbeweglich, und sein rauhes Gesicht nahm einen Ausdruck tiefen Schmerzes an . . . Dann, auf die Knie sinkend, hob er Jovial's Kopf empor. Da er nun jene Augen gebrochen, glasicht und halbgeschlossen fand, die vor Kurzem noch so verständig und so fröhlich waren, wenn sie sich gegen ihren geliebten Herrn wendeten, konnte der Soldat einen herzzerreissenden Aufschrei nicht unterdrücken . . .

Dagobert vergaß seinen Zorn, die bedauernswürdigen Folgen dieses für die Interessen der zwei jungen Mädchen so verhängnißvollen Unfalles, die so ihre Reise nicht fortsetzen konnten; er dachte nur an den schrecklichen Tod dieses armen alten Pferdes, seines ehemaligen Beschwerden- und Kriegsgenossen, des treuen, zweimal, wie er, verwundeten Thieres . . . und das er seit so vielen Jahren nicht verlassen hatte.

Diese qualvolle Gemüthsbewegung war auf eine so schmerzliche, so rührende Weise, in den Zügen des Soldaten ausgeprägt, daß der Besitzer des Wirthshauses und dessen Leute, bei dem Anblicke dieses großen,

vor dem todten Pferde knieenden Alten, einen Augenblick von Mitleiden sich gerührt fühlten.

Als aber Dagobert, im Laufe dieser bedauernden Aeußerungen, sich erinnerte, daß Jovial auch sein Gefährte in der Verbannung gewesen; daß die Mutter der Waisen früherhin, wie ihre Töchter, eine beschwerliche Reise mit diesem unglücklichen Thiere gemacht hatten, kamen dem Soldaten die traurigen Folgen des so eben erlittenen Verlustes plötzlich in den Sinn; die Wuth folgte der Rührung; er sprang auf, und stürzte sich mit grimmig funkelnden Augen auf den Propheten; mit der einen Faust packte er ihn an der Kehle, und mit der andern versetzte er ihm militärisch fünf oder sechs Stösse auf die Brust, welche sich an Morok's Panzerhemde brachen.

„Schurke . . . Du wirst mir für den Tod meines Pferdes haften!" — sagte der Soldat, seine Züchtigung fortsetzend.

Morok, mager und dünngliederig, konnte mit Dagobert nicht vortheilhaft ringen, der, von seiner großen Gestalt begünstiget, noch eine ungemeine Stärke zeigte. Es bedurfte der Einmischung Goliath's und des Besitzers des Wirthshauses, um den Propheten den Händen des ehemaligen Grenadiers zu entreissen.

Nach einigen Augenblicken trennte man die beiden Kämpfer. Morok war bleich vor Wuth. Neue Anstrengungen waren nöthig, um ihn zu verhindern, die Pike zu ergreifen, womit er Dagobert durchbohren wollte.

Aber das ist abscheulich!" rief der Wirth dem Soldaten zu, der verzweiflungsvoll seine zwei runzeligen Fäuste an seinen Schädel schlug.

„Sie setzen diesen würdigen Mann der Gefahr aus, von seinen Bestien verschlungen zu werden," fuhr der Wirth fort, — „und wollen ihn auch noch umbringen . . . Beträgt sich ein Graubart so? Muß man die Polizei holen? Am Abende haben Sie sich vernünftiger benommen."

Diese Worte brachten den Soldaten wieder zur Besinnung; er bedauerte um so mehr seinen Ungestüm, da seine Eigenschaft als Fremder die Verlegenheiten seiner Lage vermehren konnte; er mußte um jeden Preis sich Entschädigung für sein Pferd verschaffen, um seine Reise fortsetzen zu können, deren Erfolg durch einen einzigen Tag der Verspätung bloßgestellt werden konnte. Durch eine gewaltsame Selbstüberwindung gelang es ihm, sich zu bezwingen.

„Sie haben recht . . . ich war zu lebhaft," sagte er zum Wirthe mit gereizter Stimme, die er zu beschwichtigen suchte. „Mir ist vorhin die Geduld ausgegangen. Aber muß denn dieser Mensch nicht für den Verlust meines Pferdes verantwortlich sein? Ich erkenne Sie als Richter hierüber."

„Wohlan, als Richter bin ich nicht Ihrer Meinung, Sie tragen die Schuld an allem. Sie werden Ihr Pferd nicht gut angehängt haben, und es wird in diesen Wagenschoppen gegangen sein, dessen Thüre ohne Zweifel halb

geöffnet war," — sagte der Wirth, der augenscheinlich die Partei des Thierbändigers nahm.

„Es ist wahr," — erwiederte Goliath; — „ich erinnere mich, daß ich die Thüre bei Nacht halboffen ließ, um den Thieren Luft zu verschaffen; die Käfige waren gut verschlossen, und sohin keine Gefahr."

„Das ist richtig!" sagte einer der Umstehenden.

„Es bedurfte des Anblickes des Pferdes, um den Panther so wüthend zu machen, daß er seinen Käfig sprengte," bemerkte ein Anderer.

„Der Prophet hat weit mehr Ursache, sich zu beklagen," — äußerte ein Dritter.

„Es liegt wenig an der Meinung der Einen oder der Andern, " — erwiederte Dagobert, dem die Geduld zu schwinden begann, — „ich sage, daß ich auf der Stelle Geld oder ein Pferd haben muß, ja, auf der Stelle; denn ich will dieses Wirthshaus des Unglückes verlassen."

„Und ich sage, daß Ihr mich entschädigen müßt," rief Morok aus, der ohne Zweifel diesen Theatercoup für das Ende aufsparte; denn er zeigte seine mit Blut besudelte, bis jetzt im Aermel seines Pelzes versteckte Hand. — „Ich werde vielleicht Lebenslang ein Krüppel sein," — fügte er bei. „Seht, welche Wunde mir der Panther gemacht hat!"

Diese Wunde war, ohne die Wichtigkeit zu haben, welche ihr der Prophet beilegte, sehr tief. Dieser letzte Grund sicherte ihm die allgemeine Sympathie. Ohne

Zweifel auf diesen Zwischenfall zählend, um den Gewinn einer Sache zu veranlassen, die er als die seinige betrachtete, sagte er zum Stalljungen:

„Es giebt nur ein Mittel, der Sache ein Ende zu machen . . . dieß ist: sogleich den Herrn Bürgermeister *) zu wecken, und ihn zu bitten, hierher zu kommen; er wird entscheiden, wer recht oder unrecht hat."

„Ich wollte es Ihnen vorschlagen," — sagte der Soldat, — „denn im Grunde kann ich mir nicht selbst Recht verschaffen."

„Fritz, lauf zum Herrn Bürgermeister!" — befahl der Wirth.

Der Junge lief eilig fort. Der Wirth, welcher durch das Verhör des Soldaten bloßgestellt zu werden fürchtete, dessen Ueberwachung er durch das Nichtabfordern seiner Papiere vernachlässiget hatte, sagte zu ihm:

„Der Bürgermeister dürfte in sehr schlechter Laune

*) Wir wissen sehr wohl, daß man „Möckern" schreibt, und nicht „Mockern," und daß es in deutschen Dörfern weder „Bürgermeister" noch „Bürger" giebt; allein wir sind gesonnen, eine möglichst-wörtliche Uebersetzung des französischen Originals, mit allen Eigenthümlichkeiten desselben zu liefern, und hoffen dadurch die Aufgabe einer ächten Original-Uebersetzung am Besten zu lösen.

A. d. Ueb.

sein . . . da er so spät noch gestört wird. Ich habe keine Lust, darunter zu leiden; daher wollen Sie mir Ihre Papiere bringen, wenn sie in Ordnung sind . . . denn ich hatte unrecht, sie mir nicht heute Abend bei Ihrer Ankunft vorlegen zu lassen."

„Sie liegen oben in meinem Tornister; Sie sollen sie bekommen," — erwiederte der Soldat.

Dann, sein Gesicht abwendend, und mit der Hand seine Augen bedeckend, als er an Jovial's todtem Körper vorüberschritt, ging er fort, um wieder zu den zwei Schwestern zu kommen.

Der Prophet folgte ihm mit triumphirendem Blicke, und dachte sich:

„Da geht er hin ohne Pferd, ohne Geld, ohne Papiere . . . Mehr konnte ich nicht thun . . . weil es mir untersagt war, mehr zu thun . . . und weil ich so sehr als möglich List gebrauchen, und den Schein bewahren mußte . . . Jedermann wird diesem Soldaten unrecht geben. Ich kann wenigstens dafür gutstehen, daß er von jetzt an in einigen Tagen seine Reise nicht fortsetzen wird, weil so große Interessen an seine Verhaftung, und an jene dieser zwei jungen Mädchen sich zu knüpfen scheinen."

Eine Viertelstunde nach dieser Betrachtung des Thierbändigers, verließ Karl, Goliath's Kamerad, sein Versteck, wohin sein Meister ihn, für die Dauer des Abends, gewiesen hatte, und ging nach Leipzig als Träger eines Briefes, welchen Morok so eben eilig geschrieben, und

Karl, sogleich nach seiner Ankunft, auf die Post geben sollte.

Die Adresse dieses Briefes lautete so:

„An Herrn
Herrn Rodin,
Straße du Milieus-des-Ursins, Nro. 11,
in Paris,
Frankreich.“

Zwölftes Kapitel.

Der Bürgermeister.

Dagobert's Unruhe nahm immer mehr zu, gewiß war sein Pferd nicht freiwillig in den Wagenschoppen gekommen; er schrieb dieses unglückliche Ereigniß der Bosheit des Thierbändigers zu; aber vergebens fragte er sich nach der Ursache der Erbitterung dieses Elenden gegen ihn, und er dachte mit Schrecken daran, daß seine Sache, so gerecht sie auch wäre, von der guten oder bösen Stimmung eines dem Schlafe entrissenen Richters abhange, der auf trügerischen Anschein verurtheilen könnte.

Fest entschlossen, den Waisen so lange als möglich den neuen Schlag zu verschweigen, der sie getroffen, öffnete er die Thüre ihres Zimmers, nachdem er sich an Rabat-Joie gestossen; denn der Hund war nach

seinem vergeblichen Versuche, den Propheten an der Wegführung Jovial's zu verhindern, wieder an seinen Posten gelaufen.

„Glücklicherweise ist der Hund wieder hierher gekommen; die armen Kleinen waren bewacht," — sagte der Soldat, die Thüre öffnend.

Zu seiner großen Ueberraschung herrschte die größte Finsterniß im Zimmer.

„Meine Kinder . . ." — rief er aus, — „warum sind Sie denn ohne Licht?"

Man antwortete ihm nicht.

Erschrocken eilte er im Dunkeln zum Bette, faßte die Hand von einer der beiden Schwestern: diese Hand war eiskalt.

„Rose! . . . meine Kinder!" — rief er aus, — „Blanche! Antworten Sie mir doch . . . Sie machen mir Angst . . ."

Das nämliche Schweigen . . . die Hand, welche er hielt, gab kalt und schlapp seinen Bewegungen nach.

Der Mond, so eben aus den schwarzen Wolken auftauchend, die ihn umkreiseten, warf in dieses kleine Zimmer, und auf das dem Fenster gegenüberstehende Bett eine hinreichend lebhafte Helle, daß der Soldat die beiden ohnmächtigen Schwestern sah.

Das bläuliche Licht des Mondes vermehrte noch die Blässe der Waisen; sie hielten sich halb umschlungen, Rose hatte ihr Köpfchen am Busen der Blanche verborgen.

„Sie werden vor Schrecken unwohl geworden seyn,“ rief Dagobert aus, indem er schnell nach seiner Kürbis-Flasche griff. — „Arme Kinder! Nach einem Tage so voller Gemüthsaufregungen ist es nicht zu verwundern!“

Und der Soldat, die Ecke eines Taschentuches mit einigen Tropfen Branntwein befeuchtend, kniete vor das Bett hin, rieb sachte die Schläfen der beiden Schwestern, und hielt ihnen das in Geistiges getauchte Tuch unter ihre kleinen rosigen Näschen . . .

Immer knieend, sein braunes, unruhiges, bewegtes Gesicht gegen die Waisen neigend, wartete er einige Sekunden, bevor er von dem einzigen Hülfsmittel, das er zur Hand hatte, wieder Gebrauch machte.

Eine leichte Bewegung der Rose gab dem Soldaten einige Hoffnung; das junge Mädchen wendete seufzend seinen Kopf auf dem Kissen; gleich darnach fuhr es auf, öffnete eben so erstaunt als erschreckt seine Augen, und rief, da es Dagobert nicht sogleich erkannte, aus:

„Meine Schwester!“ — und warf sich Blanche in die Arme.

Diese begann die Wirkungen der Sorgfalt des Soldaten zu fühlen. Rose's Schrei zog sie völlig aus ihrer Erstarrung; von Neuem ihren Schrecken theilend, ohne dessen Ursache zu kennen, preßte sie sich an sie.

„Sie sind zu sich gekommen . . . das ist die Hauptsache,“ — sagte Dagobert. „Nun wird die thörichte Furcht bald verschwinden.“ — Dann fügte er bei, seine Stimme mildernd:

„Nun denn, meine Kinder . . . Muth . . . es geht besser mit Ihnen . . . ich bin's . . . ich bin da . . . ich . . . . Dagobert . . .“

Die Waisen machten eine rasche Bewegung, wendeten gegen den Soldaten ihre holdseligen Gesichtchen, noch voll Unruhe und Verstörung, und aus anmuthigem Antriebe reichten ihm Beide die Hände mit dem Ausrufe:

„Du bist's . . . Dagobert . . . wir sind gerettet . . .“

„Ja, meine Kinder . . . ich bin's,“ — sagte der Veteran, ihre Hände mit den seinigen fassend, und mit dem Gefühle des Glückes drückend. — „Sie haben also während meiner Abwesenheit große Furcht ausgestanden?“

„Oh! Furcht . . . um daran zu sterben . . .“

„Wenn Du wüßtest . . . mein Gott . . . wenn Du wüßtest . . .“

„Aber die Lampe ist ausgelöscht? Warum?“

„Durch uns nicht . . .“

„Gut, beruhigen Sie sich, arme Kinder, und erzählen Sie mir dieß . . . Dieses Wirthshaus scheint mir nicht sicher . . . Zum Glücke werden wir es bald verlassen . . . Verwünschtes Geschick, das mich hierher geführt . . . Je nun, es gab kein anderes Wirthshaus in diesem Dorfe . . . Was ist denn geschehen? . . .“

„Kaum warst Du fort . . . als das Fenster heftig

aufging, und die Lampe nebst dem Tische mit schrecklichem Getöse umgefallen ist."

„Dann fürchteten wir uns, wir umschlangen uns mit einem Schrei; denn wir glaubten auch im Zimmer gehen zu hören."

„Und wir fühlten uns unwohl, so sehr hatten wir Furcht . . ."

Von dem unglücklichen Wahne verleitet, daß die Heftigkeit des Windes bereits auch die Scherben zerbrochen, und das Fenster erschüttert habe, hielt Dagobert die Schieberstange für schlecht geschlossen, sohin die Ursache dieses zweiten Unfalles für die nämliche, wie jene des ersten, und glaubte, daß der Schrecken die Waisen täuschte.

„Wenn auch; das ist vorüber; denken wir nicht mehr daran; beruhigen Sie sich," — sagte er zu ihnen.

„Aber warum hast Du uns denn so schnell verlassen, Dagobert?"

„Ja, nun erinnere ich mich daran; nicht wahr, meine Schwester, wir haben einen großen Lärm gehört, und Dagobert ist nach der Treppe gelaufen, indem er sagte: mein Pferd . . . was thut man meinem Pferde?"

„Also war's Jovial, der wieherte?"

Diese Fragen erneuerten die Herzensbeklemmung des Soldaten; er scheute sich, darauf zu antworten, und sagte mit verlegener Miene:

„Ja . . . Jovial wieherte . . . aber es war nichts! . . . Ah, wir müssen Licht haben. Wissen

Sie, wohin ich gestern Abend mein Feuerzeug gelegt habe? Daß Dich! ich verliere den Kopf; es ist in meiner Tasche. Da ist glücklicherweise eine Kerze; ich will sie anzünden, um in meinem Tornister die Papiere zu suchen, deren ich bedarf."

Dagobert ließ einige Funken sprühen, machte Licht, und sah wirklich den Kreuzstock noch halbgeöffnet, den Tisch umgestürzt, und neben der Lampe seinen Tornister; er schloß das Fenster, hob den kleinen Tisch wieder auf, legte seinen Tornister darauf, und lösete die Schnallen an diesem, um seine darin befindliche Brieftasche herauszunehmen, so wie sein Kreuz und seine Börse aus einer Art von Tasche zwischen dem Futter und Leder des Tornisters, der nicht durchwühlt zu seyn schien, in Folge der Sorgfalt, womit die Riemen wieder eingepaßt waren.

Der Soldat steckte seine Hand in die Tasche, die gleich vorne im Tornister war, und fand nichts.

Von Ueberraschung niedergedonnert, erblaßte er, und rief aus, einen Schritt zurückprallend:

„Wie!!! Nichts!"

„Dagobert, was fehlt Dir denn?" fragte Blanche.

Er antwortete nicht.

Unbeweglich, über den Tisch geneigt, stand er da, die Hand immer in der Tasche seines Tornisters . . . Dann sogleich einer unbestimmten Hoffnung sich hingebend . . . denn eine so grausame Wirklichkeit schien

ihm unmöglich, leerte er hastig den Inhalt des Tornisters auf den Tisch aus: es waren ärmliche, halbabgenützte Kleidungsstücke, sein alter Uniformrock der Grenadiere zu Pferd der kaiserlichen Garde, eine heilige Reliquie für den Soldaten. Aber Dagobert hatte gut jedes Kleidungsstück durchstöbern; er fand darin weder seine Börse, noch seine Brieftasche, worin seine Papiere lagen, die Briefe des Generals Simon und sein Kreuz.

Vergebens faßte der Soldat mit jener schrecklichen Knabenhaftigkeit, welche immer verzweifelte Nachforschungen begleitet, den Tornister an den beiden Enden, und schüttelte ihn kräftig: nichts fiel heraus.

Die Waisen schauten sich unruhig an, da sie das Schweigen und die Beschäftigung Dagoberts nicht begriffen, der ihnen den Rücken wendete.

Blanche wagte es, ihn mit schüchterner Stimme zu fragen:

„Was fehlt Dir denn?... Du antwortest nicht... Was suchest Du denn in Deinem Tornister?"

Immer noch stumm, durchwühlte Dagobert sich selbst hastig, kehrte alle seine Taschen um, nichts . . .

Vielleicht zum Erstenmale in ihrem Leben hatten seine zwei Kinder, wie er sie nannte, eine Frage an ihn gestellt, ohne daß er ihnen antwortete.

Blanche und Rose fühlten schwere Thränen aus ihren Augen quellen; sie glaubten, der Soldat zürne, und getrauten sich nicht mehr, ihn anzureden.

„Nein . . . nein . . . das kann nicht . . . nein,"

sagte der Veteran, die Hand an seine Stirne legend, und nachsinnend, wohin er für ihn so kostbare Gegenstände mochte gelegt haben, da er sich noch nicht entschließen wollte, an ihren Verlust zu glauben . . .

Ein Freudenstrahl leuchtete aus seinen Augen . . . er nahm schnell von einem Stuhle das Felleisen der Waisen; es enthielt ein wenig Leinenzeug, zwei schwarze Kleider, und ein Kästchen von weißem Holze, worin ein seidenes Taschentuch, das ihrer Mutter gehört hatte, zwei Haarlocken von ihr, und ein schwarzes Band lagen, das sie am Halse getragen. Das Wenige, was sie besaß, hatte das russische Gouvernement in Folge der Confiscation an sich gerissen. Dagobert durchwühlte es wiederholt völlig . . . durchsuchte die äußersten Enden des Felleisens, nichts . . . nichts . . .

Dießmal stützte er sich, gänzlich vernichtet, auf den Tisch. — Dieser so starke, so thatkräftige Mann fühlte sich schwach werden . . . Sein Gesicht war glühend, und zugleich in eisigem Schweiße gebadet . . . seine Knie zitterten unter ihm.

Man sagt im gemeinen Leben, daß ein Ertrinkender sich an einen Strohhalm klammere; so macht es auch die Verzweiflung, welche durchaus nicht verzweifeln will; Dagobert überließ sich einer letzten, abgeschmackten, tollen, unmöglichen Hoffnung . . . er wendete sich rasch gegen die beiden Waisen, und sagte zu ihnen . . . ohne an die Bestürzung seiner Züge und seiner Stimme zu denken:

„Hab' ich sie Ihnen nicht gegeben . . . zum Aufbewahren . . . sprechen Sie?“

Anstatt ihm zu antworten, stießen Rose und Blanche, erschrocken über seine Blässe, und über den Ausdruck seines Gesichtes, einen Schrei aus.

„Mein Gott . . . mein Gott . . . was fehlt Dir denn?“ murmelte Rose.

„Haben Sie sie . . . ja oder nein?“ rief mit einer Donnerstimme der durch seinen Schmerz verblendete Unglückliche. „Wenn nicht . . . so nehm' ich das nächste beste Messer, und . . . stosse es mir mitten in den Leib!“

„Ach! Du bist so gut . . . verzeih uns, wenn wir Dir einen Kummer gemacht haben . . .“

„Du liebst uns so sehr . . . Du könntest uns nichts zu Leide thun . . .“

Und die Waisen fingen zu weinen an, indem sie ihre Hände bittend dem Soldaten entgegenstreckten.

Dieser betrachtete sie, ohne sie zu sehen, mit wildem Blicke; dann stellte sich bald jene Art entschwundenen Taumels, die Wirklichkeit, mit allen ihren schrecklichen Folgen seinem Innern dar; er rang die Hände, sank vor dem Bette der Waisen auf die Knie, stützte seine Stirne auf dasselbe mit herzzerreißendem Schluchzen; denn dieser eiserne Mann schluchzte; man hörte nur diese abgebrochenen Worte:

„Verzeihung... Verzeihung... Ich weiß nicht... Ah! welch' ein Unglück! . . . welch' ein Unglück! Verzeihung! . . .“

Bei dem Ausbruche dieses Schmerzens, dessen Ursache sie nicht begriffen, aber der bei einem solchen Manne herzzerfleischend war, umfaßten die beiden bestürzten Schwestern mit ihren Armen diesen alten grauen Kopf, und riefen weinend aus:

„So sieh uns doch nur an! Sag uns, was Dich betrübt . . . Sind wir's nicht? . . ."

Ein Geräusche von Schritten ertönte von der Treppe her. — Im nämlichen Augenblicke hörte man das Gebell von Rabat-Joie, der vor der Thüre geblieben war.

Je näher die Schritte kamen, desto wüthender wurde das Bellen des Hundes; ohne Zweifel verband er damit auch feindliche Bewegungen; denn man hörte den Wirth in heftig zürnendem Tone schreien:

„Nun denn, he! . . . rufen Sie doch Ihrem Hunde . . . oder sprechen Sie mit ihm; der Herr Bürgermeister kommt die Treppe herauf . . ."

„Dagobert! . . . hörst Du . . . der Bürgermeister ist's?" — sagte Rose.

„Man steigt herauf . . . Leute kommen . . ." erwiederte Blanche.

Das Wort „Bürgermeister" entrollte, so zu sagen, vor Dagobert's Augen vollständig das Gemälde seiner schrecklichen Lage. Sein Pferd war todt; er hatte keine Papiere, kein Geld, und ein Tag, ein einziger Tag der Verspätung, vernichtete die letzte Hoffnung der beiden Schwestern, und vereitelte ihre lange und beschwerliche Reise.

Stahlgehärtete Menschen, und der Veteran gehörte zu diesen, ziehen große Gefahren, drohende, aber zweifellos entschiedene Lagen, jenen unbestimmten Herzens-Beklemmungen vor, welche einem unabwendbaren Unglücke vorausgehen.

Dagobert, von seinem gesunden Verstande und seiner bewundernswerthen Ergebenheit begünstiget, sah ein, daß ihm keine andere Hülfsquelle mehr übrig sey, als die Gerechtigkeit des Bürgermeisters, und daß alle seine Bestrebungen dahin zielen müßten, jene obrigkeitliche Person für sich günstig zu stimmen; er trocknete also seine Augen mit dem Betttuche, stand auf, gerade, ruhig, entschlossen, und sagte zu den Waisen:

„Fürchten Sie nichts . . . meine Kinder; es wird wohl unser Retter kommen."

„Wollen Sie Ihrem Hunde rufen?" — rief der Wirth aus, noch immer auf der Treppe von Rabat-Joie, der wachsamen Schildwache, der ihm fortwährend den Aufgang streitig machte, zurückgehalten. „Ist denn dieses Thier rasend? Binden Sie es an! Haben Sie nicht schon genug Unheil in meinem Hause angestiftet? Ich sage Ihnen, daß der Herr Bürgermeister Sie verhören will, da er so eben Morok vernommen hat."

Dagobert fuhr mit der Hand in seine grauen Haare und auf seinen Knebelbart, häckelte seinen Rock-Kragen ein, bürstete die Aermel mit den Händen, um so gut als möglich auszusehen, indem er wohl fühlte, daß das Schicksal der Waisen von seiner Un-

terredung mit dieser obrigkeitlichen Person abhangen würde.

Nicht ohne heftiges Herzpochen legte er die Hand an das Schloß, nachdem er zu den kleinen Mädchen, welche über so viele Ereignisse immer mehr und mehr erschrocken, gesagt hatte:

„Hüllen Sie sich wohl in Ihr Bett, meine Kinder . . . Ist es durchaus nothwendig, daß Jemand in das Zimmer kommt, so wird der Bürgermeister allein eintreten . . .“

Dann öffnete der Soldat die Thüre, trat an den Absatz der Treppe, und sagte:

„Weg da! . . Rabat-Joie . . . hierher!“

Der Hund gehorchte mit auffallendem Widerwillen. Sein Herr mußte ihm zweimal befehlen, sich jedes bösartigen Benehmens gegen den Wirth zu enthalten; dieser, eine Laterne in der einen Hand, und seine Mütze in der andern, ging ehrerbietig vor dem Bürgermeister, dessen herrisches Gesicht im Halbdunkel der Treppe sich verlor.

Hinter dem Richter und einige Stufen unter ihm sah man unbestimmt, durch eine andere Laterne erhellt, die neugierigen Gesichter der Wirthshausleute.

Nachdem Dagobert Rabat-Joie in sein Zimmer gewiesen, und dessen Thüre zugesperrt hatte, näherte er sich zwei Schritte weit dem ziemlich geräumigen Treppenabsatze, der mehrere Personen fassen konnte, und in dessen Ecke eine hölzerne Bank mit einer Rücklehne sich befand.

Als der Bürgermeister auf der letzten Stufe der Treppe angekommen war, schien er davon überrascht zu sein, daß Dagobert die Thüre des Zimmers zusperrte, wie wenn er ihm den Eintritt verweigern wollte.

„Warum sperren Sie diese Thüre zu?“ fragte er mit anfahrendem Tone.

„Zunächst weil zwei junge, mir anvertraute Mädchen, in diesem Zimmer liegen, und dann, weil Ihr Verhör diese Kinder beunruhigen würde,“ — antwortete Dagobert . . . — „Setzen Sie sich auf diese Bank, und verhören Sie mich, Herr Bürgermeister; das ist Ihnen gleich, denk' ich?“

„Und mit welchem Rechte maßen Sie sich an, mir den Ort Ihres Verhöres vorzuschreiben?“ fragte der Richter mit unzufriedener Miene.

„Oh! ich maße mir nichts an, Herr Bürgermeister,“ — beeilte sich der Soldat zu erwiedern, der vor allem seinen Richter mißvergnügt zu machen fürchtete. „Nur, weil die jungen Mädchen im Bette liegen, und ohnehin schon am ganzen Leibe zittern, würden Sie einen Beweis Ihres guten Herzens geben, wenn Sie mich hier verhören möchten.“

„Hm . . . hier,“ — sagte die obrigkeitliche Person verdrießlich. — „Ein schöner Frohndienst; dieß war wohl der Mühe werth, mich mitten in der Nacht zu stören . . . Wohlan, es sei, ich will Sie hier verhören . . .“ Dann, gegen den Wirth sich wendend;

„Stellt Eure Laterne auf diese Bank, und verlasset uns . . .“

Der Wirth gehorchte, und ging die Treppe hinab, von den Leuten seines Hauses gefolgt, eben so ärgerlich, wie diese, dem Verhöre nicht beiwohnen zu können.

Der Veteran blieb allein mit der obrigkeitlichen Person.

Dreizehntes Kapitel.

Das Urtheil.

Der würdige Bürgermeister von Möckern trug eine Tuchmütze auf dem Kopfe, und war in einen Mantel gehüllt; er setzte sich schwerfällig auf die Bank: ein dicker Mann von etwa sechzig Jahren, mit einem aufgeblasenen und verdrießlichen Gesichte; mit seiner rothen und fetten Hand rieb er oft seine durch das rasche Wecken gedunsenen und gerötheten Augen.

Dagobert stand vor ihm, barhaupt, mit unterwürfiger und eherbietiger Miene, hielt seine alte Soldatenmütze zwischen seinen Händen, und suchte in den mürrischen Zügen seines Richters zu lesen, welche Aussichten sich ihm darböten, ihn für sein Schicksal, das heißt: für jenes der Waisen zu interessiren.

In diesem kritischen Augenblicke rief der arme Sol-

dat seine ganze Kaltblütigkeit, seine ganze Vernunft, alle seine Beredsamkeit, seine ganze Entschlossenheit zu seinem Beistande auf; er, welcher zwanzigmal dem Tode mit kalter Verachtung getrotzt; er, welcher, ruhig und unerschrocken, weil aufrichtig und bewährt, niemals die Augen vor dem Adlerblicke des Kaisers niedergeschlagen hatte, seines Helden, seines Gottes . . . fühlte sich bestürzt, zitternd, vor diesem Dorfbürgermeister mit böswilligem Gesichte.

So auch hatte er, einige Stunden früher, ruhig und ergeben die Herausforderungen des Propheten erduldet, um die heilige, von einer sterbenden Mutter ihm anvertraute Sendung nicht bloßzustellen, und dadurch bewiesen, welcher heldenmüthigen Selbstverläugnung eine ehrliche und einfache Seele fähig sei.

„Was haben Sie anzugeben . . . zu Ihrer Rechtfertigung? wohlan, beeilen wir uns . . ." fragte grob der Richter mit einem Gähnen der Ungeduld.

„Ich habe mich nicht zu rechtfertigen . . . ich habe mich zu beklagen, Herr Bürgermeister," erwiederte Dagobert mit fester Stimme.

„Glauben Sie, mich zu lehren, in welchen Ausdrücken ich meine Fragen an Sie zu stellen habe?" rief die obrigkeitliche Person mit einem so herben Tone aus, daß der Soldat es bereute, die Unterredung schon so schlecht eingeleitet zu haben; um seinen Richter zu besänftigen, beeilte er sich, unterwürfig zu antworten:

„Verzeihung, Herr Bürgermeister, ich werde mich

übel ausgedrückt haben; ich wollte nur sagen, daß ich in dieser Angelegenheit durchaus nicht unrecht gehabt habe."

„Der Prophet sagt das Gegentheil."

„Der Prophet . . ." entgegnete der Soldat mit einer Miene des Zweifels.

„Der Prophet ist ein frommer und ehrlicher Mann, unfähig einer Lüge," — erwiederte der Richter.

„Hierüber kann ich nichts sagen; allein Sie sind zu gerecht; und Sie haben ein zu gutes Herz, Herr Bürgermeister, um mir unrecht zu geben, ohne mich anzuhören . . . Ein Mann wie Sie könnte keine Ungerechtigkeit begehen . . . oh! dieß sieht man gleich."

Indem Dagobert auf diese Art, wieder seinen Willen, zur Rolle eines Höflings sich bequemte, milderte er so sehr als möglich seine barsche Stimme, und suchte seinen strengen Zügen einen lächelnden, artigen und schmeichelnden Ausdruck zu geben.

„Ein Mann wie Sie" — fügte er mit verdoppelter Anmuth bei, — „ein so achtungswürdiger Richter . . . hört nicht bloß mit einem Ohre."

„Es handelt sich nicht von Ohren . . . sondern von Augen, und obgleich die meinigen mich brennen, als hätte ich sie mit Brennnesseln gerieben . . . so hab' ich doch die Hand des Thierbändigers schrecklich verwundet gesehen."

„Ja, Herr Bürgermeister, das ist wohl wahr; gewiß, Sie haben recht," — sagte der Soldat mit einer

immer freundlicheren und begütigenderen Stimme. — „Ein armer Teufel, wie ich, wird Ihnen nicht widersprechen; inzwischen wenn man aus Bosheit mein Pferd losgebunden hätte . . . um es in die Menagerie zu führen . . . werden Sie gestehen, nicht wahr? daß es mein Fehler nicht mehr ist, oder wenigstens, werden Sie es gestehen, wenn es Ihnen beliebt," — beeilte sich der Soldat zu sagen, — „ich habe nicht das Recht, es Ihnen zu befehlen."

„Und woraus schließen Sie, zum Teufel! daß man Ihnen diesen bösen Streich gespielt habe?"

„Ich weiß es nicht, Herr Bürgermeister, aber . . ."

„Sie wissen es nicht . . . Nun denn! ich auch nicht —" sagte der Bürgermeister ungeduldig. — „Ah! mein Gott, was für dummes Gerede wegen des Gerippes von einem todten Pferde!"

Das Gesicht des Soldaten verlor plötzlich seinen Ausdruck erzwungener Anmuth, und ward wieder streng; er antwortete mit ernster und bewegter Stimme:

„Mein Pferd ist todt . . . nur noch ein Gerippe, das ist wahr, und vor einer Stunde, obgleich schon alt, war es voll Muth und verständig . . . Es wieherte freudig bei meiner Stimme . . . und an jedem Abende leckte es die Hände der zwei armen Kinder, die es den ganzen Tag getragen hatte . . . wie früher die Mutter derselben . . . Nun wird es Niemand mehr tragen; man wird es auf den Schindanger werfen, den Hunden zum Fraße, und alles vorüber sein . . . Es

lohnte sich nicht der Mühe, mich hart daran zu erinnern, Herr Bürgermeister; denn ich liebte es, mein Pferd!"

Bei diesen mit würdiger und rührender Einfachheit ausgesprochenen Worten, wurde der Bürgermeister, wider seinen Willen, bewegt, und machte sich über seine Aeußerung Vorwürfe.

„Ich begreife, daß Sie Ihr Pferd bedauern," — sagte er mit minder ungeduldiger Stimme. „Jedoch, was wollen Sie? Es ist ein Unglück!"

„Ein Unglück, . . . ja, Herr Bürgermeister, ein sehr großes Unglück; die jungen Mädchen, welche ich begleite, waren zu schwach, um einen langen Weg zu Fuß zu machen, zu arm, um in einem Wagen zu reisen . . . Dennoch sollten wir vor dem Monate Februar in Paris ankommen . . . Ich habe ihrer sterbenden Mutter versprochen, sie nach Frankreich zu geleiten; denn diese Kinder haben nur noch mich."

„Sie sind also ihr . . ."

„Ich bin ihr treuer Diener, Herr Bürgermeister, und nun, da mein Pferd getödtet ist, was soll ich anfangen? Nun denn, Sie sind gut, Sie haben vielleicht Kinder? Wenn sie sich einst in der Lage meiner zwei kleinen Waisen befänden; wenn sie statt alles andern, statt aller Hülfsquellen der Welt . . . nur einen alten Soldaten hätten, der sie liebt, und ein altes Pferd, das sie trägt; . . . wenn sie seit ihrer Geburt sehr unglücklich gewesen wären, ja, sehr unglücklich, — denn

meine Waisen sind Töchter von Verbannten . . . ihr Glück vom Ende dieser Reise abhinge, und durch den Tod eines Pferdes diese Reise unmöglich würde? sprechen Sie, Herr Bürgermeister, würde dieß nicht das Innerste Ihres Herzens rühren? fänden Sie nicht, den Verlust meines Pferdes unersetzlich?"

„Gewiß," — antwortete der Bürgermeister, der im Grunde ein ziemlich guter Mann war, und Dagobert's Bewegung unwillkürlich theilte. — „Ich begreife nun die ganze Schwere des Verlustes, den Sie erlitten haben, und dann interessiren mich auch diese Waisen; wie alt sind sie?"

„Fünfzehn Jahre und zwei Monate . . . sie sind Zwillinge . . ."

„Fünfzehn Jahre und zwei Monate . . . ungefähr das Alter meiner Friederike."

„Sie haben ein junges Fräulein von diesem Alter," — versetzte Dagobert, neue Hoffnung schöpfend, — „wohlan, Herr Bürgermeister, freimüthig zu gestehen, das Schicksal meiner armen Kleinen beunruhiget mich nicht mehr . . . Sie werden uns Gerechtigkeit widerfahren lassen . . ."

„Gerechtigkeit widerfahren lassen . . . das ist meine Pflicht; nach allem . . . ist das Unrecht auf beiden Seiten beinahe gleich: einerseits haben Sie Ihr Pferd schlecht angehängt, andererseits hat der Thierbändiger seine Thüre offen gelassen. Er sagt dagegen: . . . ich bin an der Hand verwundet worden; . . . aber, ant-

worfen Sie, mein Pferd ist getödtet worden . . . und aus tausend Gründen ist der Tod meines Pferdes ein unersetzlicher Schaden."

„Sie nehmen für mich besser das Wort, als ich jemals sprechen werde, Herr Bürgermeister," — sagte der Soldat mit demüthig-einfältigem Lächeln, — „aber es ist der Sinn dessen, was ich gesagt hätte; denn dieses Pferd, wie Sie selbst behaupten, Herr Bürgermeister, war all mein Vermögen, und es ist ganz gerecht, daß . . ."

„Ohne Zweifel," entgegnete der Bürgermeister, den Soldaten unterbrechend, — „Ihre Gründe sind vortrefflich . . . der Prophet . . . übrigens ein ehrlicher und heiliger Mann, hatte den Vorfall auf seine Weise sehr geschickt dargestellt, und zudem ist er eine alte Bekanntschaft; sehen Sie, wir sind hier fast alle eifrige Katholiken; er giebt unsern Frauen sehr wohlfeil kleine sehr erbauliche Bücher, und verkauft ihnen wahrhaft mit Verlust Rosenkränze und Agnus Dei, sehr gut verfertiget . . . Das thut nichts zur Sache, werden Sie mir sagen, und recht haben; dennoch, meiner Treu, ich gesteh's Ihnen, bin ich in der Absicht hierher gekommen . . ."

„Mir unrecht zu geben . . . nicht wahr, Herr Bürgermeister?" — unterbrach ihn Dagobert, immer beruhigter. „Das machte, weil Sie noch nicht ganz erwacht waren . . . Ihre Gerechtigkeit hatte erst ein Auge geöffnet."

„In der That, Herr Soldat," — versetzte der Richter gutmüthig, — „es könnte wohl so sein; denn ich habe Anfangs Morok nicht verhehlt, daß ich ihm recht gab; dann sagte er zu mir, übrigens sehr großmüthig: „„Da Sie meinen Gegner verurtheilen, so will ich seine Lage durch Mittheilung gewisser Dinge nicht verschlimmern . . . ."

„Gegen mich?"

„Dem Anscheine nach; aber als ein großmüthiger Feind hat er geschwiegen, als ich ihm sagte, daß ich Sie nach aller Wahrscheinlichkeit provisorisch zu einer starken Geldbuße für ihn verurtheilen würde; denn, ich verhehle es Ihnen nicht, bevor ich Ihre Gründe hörte, war ich entschlossen, von Ihnen eine Entschädigung für die Wunde des Propheten zu verlangen."

„Da sehen Sie doch, Herr Bürgermeister, wie die gerechtesten und geschicktesten Leute getäuscht werden können," — sagte Dagobert, der wieder Höfling wurde; ja er fügte noch hinzu, indem er eine ungeheuer maliziöse Miene anzunehmen suchte: „aber sie erkennen die Wahrheit, und sie sind es nicht, die man anführt, wie ganz Prophet man ist! . . ."

Aus diesem jämmerlichen Wortspiele, dem ersten, dem einzigen, welches Dagobert sich jemals verschuldet hat, schließe man auf die Schwierigkeit der Lage, auf die Anstrengungen, auf die Versuche aller Art, welche der Unglückliche machte, um das Wohlwollen seines Richters zu gewinnen.

Der Bürgermeister verstand nicht gleich Anfangs den Witz; nur die selbstgenügsame Miene Dagobert's half ihm auf die Spur, und dessen fragender Blick, der zu sagen schien: „Ha, das ist herrlich; ich bin selbst darüber erstaunt!"

Die obrigkeitliche Person begann also mit väterlicher Miene zu lächeln, den Kopf schüttelnd; dann antwortete sie, das Wortspiel noch vergrössernd:

„Ei . . . ei . . . ei! Sie haben recht; der Prophet wird schlecht prophezeit haben . . . Sie werden ihm keine Entschädigung bezahlen; ich betrachte das Unglück als gleich, und die Schäden als gegeneinander aufgehoben . . . Er ist verwundet, Ihr Pferd ist getödtet worden; folglich sind Sie quitt."

„Wie viel glauben Sie also, daß er mir schuldig ist?" fragte der Soldat mit sonderbarer Treuherzigkeit . . .

„Wie?"

„Ja, Herr Bürgermeister . . . welche Summe er mir zu bezahlen hat?"

„Welche Summe?"

„Ja, aber bevor Sie dieselbe festsetzen, muß ich Sie von etwas in Kenntniß setzen, Herr Bürgermeister; ich glaube in meinem Rechte zu sein, indem ich nicht alles Geld auf den Ankauf eines Pferdes verwende . . . Ich bin sicher, daß ich in der Gegend von Leipzig ein Thier zu billigem Preise bei den Bauern finden werde . . . Ich gestehe Ihnen sogar, unter uns, daß ich, im Grunde,

wenn ich einen guten kleinen Esel fände . . . von Eigenliebe mich nicht abhalten ließe . . . Ein solcher wäre mir sogar lieber; denn, sehen Sie, nach diesem armen Jovial, würde mir die Gesellschaft eines andern Pferdes peinlich sein . . . Daher muß ich Sie . . ."

„Ah," rief der Bürgermeister aus, Dagobert unterbrechend, „von welcher Summe, von welchem Esel, und von welchem andern Pferde, haben Sie denn so eben mit mir gesprochen? . . . Ich sage Ihnen, daß Sie dem Propheten nichts schuldig sind, und daß der Prophet Ihnen nichts schuldig ist."

„Er ist mir nichts schuldig?"

„Sie haben einen hübsch harten Kopf, mein wackerer Mann; ich wiederhole Ihnen, daß wenn die Thiere des Propheten Ihr Pferd umgebracht haben, dagegen der Prophet schwer verwundet worden ist . . . Also sind Sie quitt . . . oder, wenn Sie es deutlicher wünschen, Sie sind ihm keine Entschädigung schuldig, und er Ihnen nicht . . . Verstehen Sie mich nun endlich?"

Dagobert blieb einige Augenblicke bestürzt stehen, ohne zu antworten, indem er den Bürgermeister mit gewaltiger Herzensangst betrachtete; er sah durch dieses Urtheil seine Hoffnungen von Neuem vernichtet.

„Dennoch, Herr Bürgermeister," erwiederte er mit bewegter Stimme, „sind Sie zu gerecht, um nicht einen Umstand zu beachten: die Wunde des Thierbändigers verhindert ihn nicht, seinen Erwerb fortzusetzen . . . aber der Tod meines Pferdes verhindert mich an der

Fortsetzung meiner Reise; er muß mich also entschädigen . . ."

Der Richter glaubte schon viel für Dagobert gethan zu haben, indem er ihn für die Wunde des Propheten nicht verantwortlich machte; denn Morok übte, wie gesagt, einen gewissen Einfluß auf die Katholiken der Gegend, und besonders auf ihre Frauen aus, durch seinen Verkauf von Andachtsspielsachen; man wußte ferner, daß er an einigen hochgestellten Personen eine Stütze habe. Die Beharrlichkeit des Soldaten beleidigte also den Richter, welcher seine aufgeblasene Miene wieder annahm, und strenge antwortete:

„Sie werden mich meine Unparteilichkeit bereuen machen. Wie? Anstatt mir zu danken, machen Sie noch Forderungen?"

„Ja, Herr Bürgermeister . . . ich verlange, was recht ist . . . ich wollte, daß ich an der Hand verwundet wäre, wie der Prophet, und meine Reise fortsetzen könnte."

„Es ist nicht die Rede von dem, was Sie wollten oder nicht . . . ich habe gesprochen . . . und damit Punktum."

„Aber . . ."

„Genug . . . genug . . . Nun von etwas anderem . . . Ihre Papiere."

„Ja, wir wollen von unsern Papieren sprechen . . . aber ich bitte Sie, Herr Bürgermeister, haben Sie Mitleiden mit diesen zwei Kindern, die da d'rin sind . . .

Machen Sie, daß wir unsere Reise fortsetzen können, und . . ."

„Ich habe alles gethan, was ich thun kann . . . . vielleicht mehr, als ich hätte thun sollen . . . Noch einmal, Ihre Papiere."

„Zuvörderst muß ich Ihnen erklären . . ."

„Keine Erklärungen . . . Ihre Papiere . . . Ist es Ihnen lieber, wenn ich Sie als Vagabunden verhaften lasse?"

„Mich . . . Mich verhaften! . . ."

„Ich will sagen, daß wenn Sie es verweigern, mir Ihre Papiere zu geben, dieß eben so viel ist, als hätten Sie gar keine . . . Nun, die Leute, welche keine haben, verhaftet man, bis die Behörde über sie entschieden hat . . . Also Ihre Papiere! Kommen wir zu Ende, ich habe Eile, nach Hause zurückzukehren . . ."

Dagoberts Lage wurde um so betrübender, als er sich einen Augenblick von einer lebhaften Hoffnung hatte hinreissen lassen. — Dieß war ein letzter Schlag, dem beigefügt, was der Veteran seit dem Beginne dieses Auftrittes litt; eine eben so schmerzliche als gefährliche Probe für einen Mann von diesem Schlage; von einem so rechtschaffenen aber halsstarrigen, biedern, aber rauhen und gebieterischen Charakter; für einen Mann endlich, der, lange Zeit Soldat, und siegreicher Soldat, wider Willen sich gewisse gewaltherrische Formeln gegen die Bürgerlichen angewöhnt hatte.

Bei den Worten — Ihre Papiere, — wurde

Dagobert sehr blaß; aber er suchte seine Angst unter einem Anscheine von Sicherheit zu verhehlen, die er für geeignet hielt, der obrigkeitlichen Person eine gute Meinung von ihm beizubringen.

„In zwei Worten, Herr Bürgermeister, will ich Ihnen dieses Verhältniß sagen . . . Nichts ist einfacher . . . Dieß kann Jedermann begegnen . . . ich sehe nicht aus, wie ein Bettler oder ein Vagabund, nicht wahr? Und dann endlich . . . Sie begreifen, daß ein ehrlicher Mann, der mit zwei jungen Mädchen reiset . . .“

„Was Worte! Ihre Papiere!“

Zwei mächtige Verbündete kamen durch ein unverhofftes Glück dem Soldaten zu Hülfe.

Die Waisen, mit immer steigender Unruhe fortwährend Dagobert's Stimme auf dem Treppenabsatze vernehmend, hatten das Bett verlassen und sich angekleidet, so, daß in dem Augenblicke, da die obrigkeitliche Person mit anfahrender Stimme sagte! „Was Worte! Ihre Papiere!“ Rose und Blanche Hand in Hand aus dem Zimmer traten.

Bei dem Anblicke dieser zwei entzückenden Gesichtchen, welche durch die ärmlichen Trauerkleider noch interessanter wurden, erhob sich der Bürgermeister, von Erstaunen und Bewunderung ergriffen.

Aus freiwilligem Antriebe faßte jede Schwester eine Hand Dagobert's, und drängte sich an ihn, indem Beide den Bürgermeister mit unruhiger und zugleich treuherziger Miene anschauten.

Dieß war ein so rührendes Gemälde, daß, als der alte Soldat seinem Richter diese zwei holdseligen Kinder mit Zügen voll Unschuld und Liebreiz gleichsam vorstellte, — der Bürgermeister, durch wiederholte Rückkehr zu Gefühlen des Mitleidens, sich lebhaft gerührt fühlte; da dieß Dagobert gewahrte, trat auch er voran, immer die Waisen an der Hand haltend, und sagte zu ihm mit eindringlicher Stimme:

„Hier sind sie, diese armen Kleinen, Herr Bürgermeister, hier sind sie. Kann ich Ihnen einen besseren Paß zeigen?"

Und von so vielen peinlichen, überhäuften, rasch folgenden Empfindungen überwältiget, fühlte Dagobert, daß, wider seinen Willen, seine Augen feucht wurden.

Obgleich von Natur aus ungestüm, und durch die Unterbrechung seines Schlafes noch mürrischer geworden, fehlte es dem Bürgermeister doch weder an Verstand noch an Empfindsamkeit. Er sah ein, daß ein Mann in solcher Begleitung schwerlich Mißtrauen einflößen dürfte.

„Arme liebe Kinder . . ." — sagte er, indem er mit wachsender Theilnahme sie betrachtete, — „so junge Waisen . . . und sie kommen aus so großer Ferne . . ."

„Tief aus Sibirien, Herr Bürgermeister, wo vor der Geburt derselben ihre Mutter als Verbannte lebte . . . Seit mehr als fünf Monaten reisen wir in kleinen Tagmärschen . . . Ist dieß nicht schon hart genug für Kinder von diesem Alter? . . . Für sie bitte ich

Sie um Gnade und Hülfe . . . für sie, auf welche heute alles Unglück losstürmt; denn so eben, da ich meine Papiere holen wollte . . . in meinem Tornister, hab' ich meine Brieftasche nicht mehr gefunden, worin sie mit meiner Börse und mit meinem Kreuze lagen . . . denn kurz, Herr Bürgermeister, Verzeihung . . . wenn ich Ihnen dieß sage . . . es geschieht nicht aus armseliger Ruhmredigkeit . . . aber ich bin von der Hand des Kaisers decorirt worden, und ein Mann, den er mit seiner Hand decorirt hat, sehen Sie, kann kein schlechter Mann seyn, wenn er auch unglücklicherweise seine Papiere verloren hat . . . und seine Börse . . . So weit ist es mit uns gekommen, und deßwegen drang ich so sehr auf Entschädigung."

„Und wie . . . und wo . . . haben Sie diesen Verlust gemacht?"

„Ich weiß es nicht, Herr Bürgermeister; ich bin sicher, vorgestern in der Nachtherberge, etwas Geld aus der Börse genommen, und die Brieftasche gesehen zu haben; gestern hat die kleine Münze vom gewechselten Geldstücke hingereicht, und ich habe meinen Tornister nicht aufgemacht . . ."

„Und wo ist gestern und heute Ihr Tornister geblieben?"

„In dem von den Kindern besetzten Zimmer; doch diese Nacht . . ."

Dagobert wurde durch die Schritte einer Person unterbrochen, welche die Treppe heraufging.

Dieß war der Prophet.

Am Fuße der Treppe, im Dunkel verborgen, hatte er diese Unterredung gehört. Und er fürchtete, daß die Schwachheit des Bürgermeisters dem vollständigen Gelingen seiner fast schon gänzlich verwirklichten Pläne schaden möchte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Entscheidung.

Morok trug seinen linken Arm in der Schlinge; nach langsamem Ersteigen der Treppe, grüßte er achtungsvoll den Bürgermeister.

Bei dem Anblicke des bösen Gesichtes des Thierbändigers, wichen Rose und Blanche erschrocken einen Schritt zurück, und näherten sich dem Soldaten.

Die Stirne desselben verdunkelte sich; er fühlte von Neuem das dumpfe Gähren seines Zornes gegen Morok, den Urheber seiner grausamen Verlegenheiten (noch wußte er nicht, daß Goliath, auf Antrieb des Propheten, die Brieftasche und die Papiere gestohlen hatte).

„Was wollen Sie, Morok?“ — fragte ihn der Bürgermeister mit halb wohlwollender, halb verdrießlichen Miene. — „Ich wollte allein seyn; ich hatte es dem Wirthe gesagt.“

„Ich komme, Ihnen einen Dienst zu leisten, Herr Bürgermeister.“

„Einen Dienst?“

„Einen großen Dienst; sonst würde ich mir nicht erlaubt haben, Sie zu stören; ein Zweifel ist mir aufgestiegen.“

„Ein Zweifel?“

„Ja, Herr Bürgermeister, ich habe mir Vorwürfe darüber gemacht, daß ich es unterließ, Ihnen zu sagen, was ich über diesen Mann zu sagen hatte; schon war ich von falschem Mitleiden irregeführt.“

„Aber was haben Sie denn eigentlich zu sagen?“

Morok näherte sich dem Richter, und sprach mit ihm ganz leise während ziemlich langer Zeit.

Die Züge des Bürgermeisters drückten anfangs großes Erstaunen aus, und nach und nach die gespannteste Aufmerksamkeit und Besorgtheit; von Zeit zu Zeit entschlüpfte ihm ein Ausruf der Ueberraschung und des Zweifels, indem er Seitenblicke auf die von Dagobert und den beiden jungen Mädchen gebildete Gruppe warf. An dem Ausdrucke dieser Blicke, die immer unruhiger, forschender und strenger wurden, sah man leicht, daß die heimlichen Worte des Propheten fortschreitend das frühere Interesse der obrigkeitlichen Person für die Waisen und den Soldaten, in ein Gefühl voll Mißtrauen und Feindseligkeit verwandelten.

Dagobert bemerkte dieses plötzliche Umsatteln; seine,

einen Augenblick beschwichtigten Besorgnisse, kehrten lebhafter als je zurück. Rose und Blanche, bestürzt, und dieses stummen Auftrittes unkundig, schauten den Soldaten mit steigender Angst an.

„Teufel! . . ." — sagte der Bürgermeister, hastig aufstehend, — „ich dachte an dieß alles nicht; wo hatte ich denn meinen Kopf? Aber, was wollen Sie, Morok, wenn man mitten in der Nacht kommt, um Sie aufzuwecken, hat man seinen Geist nicht beisammen; mit Recht sagten Sie mir, daß Sie mir da einen großen Dienst erweisen."

„Ich behaupte nichts, jedoch . . ."

„Gleichviel; es ist tausend gegen eins zu wetten, daß Sie recht haben."

„Es ist ein Verdacht, auf einige Umstände gegründet; aber im Grunde ein Verdacht . . . ."

„Kann auf die Spur der Wahrheit führen . . . Und ich, der ich wie ein Vogel in das Garn gehen wollte . . . Noch einmal, wo hatte ich denn meinen Kopf?"

„Es ist schwer, sich eines gewissen Scheines zu erwehren . . ."

„Wem sagen Sie es, mein lieber Morok, wem sagen Sie es?"

Während dieser geheimnißvollen Unterredung war Dagobert auf der Folter; er ahnete dunkel, daß ein gewaltiger Sturm losbrechen würde; er dachte nur noch an das Eine, seinen Zorn noch zu bemeistern.

Morok näherte sich dem Richter, indem er ihm mit dem Blicke die Waisen bezeichnete; dann begann er wieder leise mit ihm zu sprechen.

„Ah! . . .“ rief der Bürgermeister mit Entrüstung aus. — „Sie gehen zu weit.“

„Ich behaupte nichts . . .“ beeilte sich Morok zu sagen. — „Es ist nur eine einfache Vermuthung, gegründet auf . . .“

Und wieder schmiegte er seine Lippen an das Ohr des Richters.

„Nach allem, warum nicht?“ — erwiederte der Richter, die Hände zum Himmel hebend, — „diese Leute sind alles fähig; er sagt auch, daß er mit ihnen tief aus Sibirien komme; geht daraus nicht hervor, daß dieß ein ganzes Gewebe unverschämter Lügen ist? Aber man betrügt mich nicht zweimal,“ — rief der Bürgermeister mit grimmigem Tone aus; denn wie alle Leute von wankelmüthigem und schwachem Charakter, war er mitleidlos gegen jene, die er für fähig hielt, seine Theilnahme erlistet zu haben.

„Uebereilen Sie jedoch Ihr Urtheil nicht . . . insbesondere legen Sie auf meine Worte nicht mehr Gewicht, als sie haben,“ — fuhr Morok mit heuchlerischer Herzenszerknirschung und Demuth fort; — „meine Stellung diesem Menschen gegenüber,“ — (er wies auf Dagobert), — „ist unglücklicherweise so falsch, daß man glauben könnte, ich handle aus Rache wegen des Uebels, das er mir zugefügt; vielleicht handle ich wirk-

lich so wider mein Wissen . . . während ich im Gegentheile glaube, nur von Gerechtigkeitliebe, Lügenabscheu, und Ehrfurcht für unsere heilige Religion, geleitet zu werden. Kurz . . . wer leben wird . . . wird sehen . . . möge mir Gott verzeihen, wenn ich mich geirrt habe; jedenfalls wird das Gericht entscheiden; nach Verlauf von einem oder zwei Monaten werden sie frei seyn, wenn sie unschuldig sind."

„Deßwegen ist auch nicht zu zögern; es ist eine einfache Maßregel der Klugheit, und sie werden nicht daran sterben. Je mehr ich übrigens die Sache bedenke, desto wahrscheinlicher wird sie mir; ja, dieser Mensch muß ein französischer Spion oder Aufwiegler seyn, vorzüglich wenn man diese Verdachtgründe mit dem Unternehmen der Frankfurter Studenten in Einklang bringt."

„Und in dieser Voraussetzung, um die Köpfe jener jungen Thoren zu erhitzen und zu entflammen, liegt nichts solches, daß . . . — Und mit einem raschen Blicke wies Morok auf die beiden Schwestern; dann, nach einer Pause bedeutungsvollen Schweigens, fügte er mit einem Seufzer bei: — „Für den Teufel ist jedes Mittel gut . . ."

„Gewiß, dieß wäre abscheulich, aber sehr gut ausgedacht . . ."

„Und endlich, Herr Bürgermeister, betrachten Sie ihn aufmerksam, und Sie werden sehen, [daß dieser Mensch ein gefährliches Gesicht hat . . . Sehen Sie . . ."

Immer so leise sprechend, hatte Morok so eben augenscheinlich Dagobert bezeichnet.

Ungeachtet der Herrschaft, die dieser über sich ausübte, endigte doch der Zwang, den er sich seit seiner Ankunft in diesem verwünschten Wirthshause angethan, und vorzüglich seit dem Beginne der Unterredung Moroks und des Bürgermeisters, mit Ueberwältigung seiner Kräfte; zudem sah er klar ein, daß seine Bemühungen, die Theilnahme des Richters zu gewinnen, durch den unseligen Einfluß des Thierbändigers, so eben vollständig vereitelt wurden; daher, die Geduld verlierend, näherte er sich diesem mit auf der Brust verschränkten Armen, und sagte mit einer noch beherrschten Stimme:

„Ihr habt so eben von mir ganz still mit dem Herrn Bürgermeister gesprochen?"

„Ja," — erwiederte Morok, mit festem Blicke.

„Warum habt Ihr nicht laut gesprochen?"

Das schier krampfhafte Zucken des dichten Knebelbartes Dagobert's, der nach diesen Worten Morok anstarrte, verrieth den heftigen Kampf in seinem Innern. Als er seinen Gegner ein spöttisches Schweigen entgegensetzen sah, sagte er zu ihm mit lauterer Stimme:

„Ich frage Euch, warum Ihr mit dem Herrn Bürgermeister still sprecht, wenn es sich von mir handelt?"

„Weil von schändlichen Dingen die Rede war, die man ohne Erröthen nicht laut sagen könnte," erwiederte Morok grob.

Dagobert hatte seine Arme bisher verschränkt gehalten. Plötzlich streckte er sie heftig aus, die Fäuste ballend . . . Diese rasche Bewegung war so bezeichnend, daß die beiden Schwestern einen Schrei des Schreckens ausstießen, und sich ihm näherten.

„Machen Sie, Herr Bürgermeister," — sagte der Soldat, vor Zorn mit den Zähnen knirschend, „daß dieser Mensch sich fortpackt . . . — oder ich stehe für mich nicht mehr gut . . ."

„Wie," — erwiederte der Bürgermeister mit Stolz, — „mir Befehle geben . . . Sie wagen . . ."

„Ich sage Ihnen, machen Sie, daß dieser Mensch fortgeht," — versetzte Dagobert außer sich, — „oder es geschieht ein Unglück!"

„Dagobert . . . mein Gott . . . beruhige Dich," — riefen die Kinder aus, seine Hände fassend.

„Es steht Euch wohl an, elender Vagabund, um nicht mehr zu sagen, hier zu befehlen," — brach endlich der Bürgermeister wüthend los. — „Ah! Ihr glaubt, um mich zu betrügen, genüge es, zu sagen, daß Ihr Eure Papiere verloren habet! Ihr habt diese zwei jungen Mädchen gut mit Euch schleppen, die, ungeachtet ihres unschuldigen Aussehens . . . doch nur bestimmt seyn könnten . . ."

„Unglücklicher!" schrie Dagobert, den Bürgermeister mit einem so schrecklichen Ausdrucke der Geberde und des Blickes unterbrechend, daß der Richter seine Aeußerung nicht zu vollenden wagte.

Der Soldat nahm die Kinder bei dem Arme, und schob sie, ohne daß sie ein Wort erwiedern konnten, in einer Sekunde in das Zimmer; indem er dann die Thüre verschlossen und den Schlüssel in seine Tasche gesteckt hatte, ging er rasch auf den Bürgermeister zu, der, von der drohenden Haltung und Miene des alten Soldaten erschreckt, zwei Schritte zurücktrat, und sich mit einer Hand an das Treppengeländer hielt.

„Hören Sie mich wohl an, Sie!" — sagte der Soldat, den Richter bei dem Arme ergreifend. — „Vorhin hat dieser Elende mich beschimpft . . ." (Er wies auf Morok.) „Ich habe Alles ertragen . . . es handelte sich von mir . . . Eben jetzt hab' ich Ihre Albernheiten geduldig angehört, weil Sie einen Augenblick für meine unglücklichen Kinder sich zu interessiren schienen; aber da Sie weder Herz, noch Mitleiden, noch Gerechtigkeit haben . . . sag' ich Ihnen, ich, daß ich Sie, so sehr Sie auch Bürgermeister sind . . . durchbläuen werde, wie ich diesen Hund durchgebläut habe," — und er deutete von Neuem auf den Propheten, — „wenn Sie es wagen, von diesen zwei jungen Mädchen nicht so zu sprechen, wie Sie von Ihrem eigenen Kinde sprechen würden . . . Verstehen Sie mich! . . ."

„Wie . . . Ihr wagt zu sagen . . ." rief der Bürgermeister vor Wuth stotternd aus, — „daß . . wenn . . . ich von diesen zwei herumziehenden Buhlschwestern spreche . . ."

„Hut ab . . . wenn man von den Töchtern des Marschalls, Herzogs von Ligny spricht!“ rief der Soldat aus, indem er dem Bürgermeister die Mütze vom Kopfe riß, und vor die Füße warf.

Bei diesem Angriffe zitterte Morok vor Freude.

In der That ließ sich Dagobert erbittert, auf jede Hoffnung verzichtend, unglücklicherweise von der Heftigkeit seines, seit einigen Stunden so mühsam unterdrückten Zornes hinreißen.

Als der Bürgermeister seine Mütze zu seinen Füßen sah, blickte er den Thierbändiger mit Erstaunen an, wie wenn er zögern wollte, an etwas so Ungeheueres zu glauben.

Dagobert, der seine Aufwällung bereute, und wußte, daß ihm kein Mittel der Begütigung mehr bliebe, warf einen raschen Blick um sich, trat einige Schritte zurück, und gewann so die ersten Stufen der Treppe.

Der Bürgermeister stand neben der Bank, in einer Ecke des Treppenabsatzes; Morok, den Arm in der Schlinge, um seiner Wunde einen wichtigeren Anschein zu geben, war neben dem Richter. Dieser, durch die Rückzugsbewegung Dagobert's getäuscht, rief:

„Ah! Du glaubst zu entspringen, nachdem Du es gewagt hast, Hand an mich zu legen . . . Alter, Elender!!“ . . .

„Herr Bürgermeister . . . verzeihen Sie mir . . . Es ist ein Augenblick der Aufwallung, den ich nicht bemeistern konnte; ich mache mir Vorwürfe über diese

Heftigkeit," — sagte Dagobert mit reumüthiger Stimme, demüthig den Kopf senkend.

„Kein Erbarmen mit Dir, Unglücklicher! Du willst wieder anfangen, mit Deiner gutmüthigen Miene mich zu rühren! Aber ich habe Deine geheimen Absichten durchschaut . . . Du bist nicht, was Du zu seyn scheinest, und es könnte im Grunde wohl eine Staats-Angelegenheit hinter dem Allen stecken," — fügte die obrigkeitliche Person mit einem äußerst diplomatischen Tone bei . . . „Alle Mittel sind für Leute gut, welche Europa in Flammen setzen möchten."

„Ich bin nur ein armer Teufel . . . Herr Bürgermeister . . . Sie haben ein so gutes Herz; seyen Sie nicht unerbittlich! . . ."

„Ah! Du rissest mir meine Mütze vom Kopfe!"

„Und Ihr," fuhr der Soldat fort, sich gegen Morok wendend, — „der Ihr an Allem Schuld seyd . . . habt Mitleid mit mir . . . zeigt keinen Groll . . . Ihr, der Ihr ein heiliger Mann seyd, sprecht wenigstens ein Wort zu meinen Gunsten zum Herrn Bürgermeister."

„Ich habe ihm gesagt . . . was ich ihm sagen mußte," erwiederte der Prophet ironisch.

„Ah! ah! Du bist ja jetzt sehr bestürzt, alter Vagabund . . . Du glaubtest mich durch Dein Gejammer zu betrügen," — entgegnete der Bürgermeister, sich Dagobert nähernd; — „Gott sey Dank, ich bin nicht mehr Dein Gefoppter . . . Du wirst sehen, daß es in Leipzig gute Kerker für französische Aufwiegler und für

abenteuerliche Landläuferinnen giebt; denn Deine verdächtigen Weibsbilder taugen auch nicht mehr, als Du. . . Fort," — fügte er mit wichtigem Tone bei, seine Wangen aufblasend, — „fort, steig vor mir hinab . . . was Dich betrifft, Morok, Du gehst . . ."

Der Bürgermeister konnte nicht aussprechen.

Seit einigen Minuten suchte Dagobert nur Zeit zu gewinnen; er schielte prüfend auf eine halbgeöffnete Thüre, und stellte sich auf dem Treppenabsatze mit dem Gesichte gegen das von den Kindern besetzte Zimmer; als er den Augenblick für günstig hielt, stürzte er sich rasch, wie der Blitz, auf den Bürgermeister, packte ihn an der Kehle, und schleuderte ihn so heftig gegen die halbgeöffnete Thüre, daß der von diesem schnellen Anfalle verblüffte Richter, unfähig ein Wort zu sprechen, oder einen Schrei auszustossen, mitten in das völlig finstere Zimmer rollte.

Dann kehrte er sich gegen Morok, der, den Arm in der Schlinge, da er die Treppe frei sah, dahin eilte; der Soldat erwischte ihn aber an seinem langen, wallenden Haare, zerrte ihn an sich, umschlang ihn mit seinen eisernen Armen, legte ihm die Hand auf den Mund, um sein Geschrei zu ersticken, und drängte und schleppte ihn, ungeachtet seines verzweifelten Widerstandes, in das Zimmer, in dessen Tiefe der Bürgermeister bereits gequetscht und betäubt lag.

Nachdem er die Thüre doppelt zugesperrt, und den Schlüssel in seine Tasche gesteckt hatte, sprang Dagobert

in zwei Sätzen die Treppe hinab, welche in einen Gang auslief, der in den Hof führte. Das Thor des Wirthshauses war verschlossen, und auf dieser Seite ein Ausgang unmöglich.

Der Regen fiel in Strömen; er sah durch die Fenster eines niedrigen Zimmers, vom Scheine des Feuers erhellt, den Wirth und dessen Leute, der Entscheidung des Bürgermeisters gewärtig.

Die Gangthüre verriegeln, und so alle Verbindung mit dem Hofe abschneiden, war für den Soldaten das Werk einer Sekunde, und er stieg wieder rasch hinauf, um sich zu den Waisen zu begeben.

Morok, der wieder zur Besinnung kam, rief aus allen Kräften um Hülfe; aber hätte auch sein Schreien, ungeachtet der Entfernung, gehört werden können, so würde es das Brausen des Windes und Regens übertäubt haben. Dagobert hatte also ungefähr eine Stunde für sich, denn es bedurfte Zeit genug, um über die Dauer seiner Unterredung mit dem Richter zu staunen, und waren einmal der Argwohn und die Besorgnisse erwacht, so mußten noch die beiden Thüren aufgesprengt werden, jene, die den Treppengang verschloß, und jene des Zimmers, in welchem der Bürgermeister und der Prophet eingesperrt waren.

„Meine Kinder, jetzt müssen Sie zeigen, daß Sie Soldatenblut in Ihren Adern haben," — sagte Dagobert, rasch zu den jungen Mädchen eintretend, welche über den Lärm erschrocken waren, den sie seit einigen Augenblicken hörten.

„Mein Gott! Dagobert! was giebts?“ — rief Blanche aus.

„Was sollen wir thun?“ fragte Rose.

Ohne zu antworten, eilte der Soldat zum Bette, zog die Leintücher heraus, knüpfte sie fest zusammen, machte einen starken Knoten an dem einen Ende, den er auf dem Obertheile des zuvor halbgeöffneten, und dann wieder zugeschlossenen linken Fensterflügels anbrachte. Inwendig durch die Dicke des Knotens festgehalten, welcher zwischen dem Fensterflügel und der Einfassung des Kreuzstockes nicht durchschlüpfen konnte, war das Leintuch somit vollkommen befestiget; sein anderes Ende wehte von aussen und berührte den Boden; der zweite, offen gebliebene Fensterflügel, bot ihnen genügenden Raum zur Flucht.

Der Veteran nahm hierauf seinen Tornister, das Felleisen der Kinder, den Pelzrock von Rennthierfell, warf alles durch das Fenster, gab Rabat-Joie ein Zeichen, und schickte ihn, so zu sagen, zur Bewachung der Sachen fort.

Der Hund zögerte nicht; mit einem Satze verschwand er.

Rose und Blanche blickten Dagobert bestürzt an, ohne ein Wort zu sprechen.

„Nun, meine Kinder,“ — sagt er zu ihnen — „die Thore des Wirthshauses sind geschlossen . . . Muth . . .“ — und indem er ihnen das Fenster zeigte: — „Wir müssen da hinaus, oder wir werden verhaftet, in den Ker-

ker geworfen . . . Sie, auf der einen Seite . . . ich, auf der andern, und mit unserer Reise ist es nichts.“

„Verhaftet! . . . in den Kerker geworfen!“ rief Rose aus.

„Getrennt von Dir!“ — klagte Blanche.

„Ja, meine armen Kleinen! Man hat Jovial getödtet . . . Wir müssen uns zu Fuß retten, und suchen, Leipzig zu erreichen . . . Wenn Sie müde werden, will ich Sie abwechselnd tragen, und müßte ich unterwegs betteln, wir werden ankommen . . . Aber eine Viertelstunde Verspätung, und alles ist verloren . . . Wohlan, Kinder, vertrauen Sie mir . . . Zeigen Sie, daß die Töchter des Generals Simon keine Memmen sind . . . und es bleibt uns noch Hoffnung . . .“

Durch eine Anregung der Sympathie faßten sich die beiden Schwestern bei der Hand, wie um sich gegen die Gefahr zu vereinigen; ihre lieblichen Gesichter, bleich in Folge so peinlicher Gemüthsbewegungen, drückten eine treuherzige Entschlossenheit aus, die aus ihrem blinden Vertrauen auf die Ergebenheit des Soldaten entsprang.

„Sei ruhig, Dagobert . . . wir werden uns nicht fürchten,“ — sagte Rose mit fester Stimme.

„Was wir thun müssen . . . werden wir thun,“ — fügte Blanche mit eben so entschiedener Stimme bei.

„Ich war dessen gewiß . . .“ — rief Dagobert aus, — „edles Blut verläugnet sich nicht . . . Auf den Weg! Sie sind federleicht; das Leintuch ist stark; es ist kaum acht Fuß vom Fenster hinab . . . Und Rabat-Joie erwartet Sie unten . . .“

„Ich lasse mich zuerst hinab, ich bin heute die Aeltere," — sagte Rose, nach einer zärtlichen Umarmung ihrer Schwester Blanche.

Und sie lief zum Fenster, indem sie, sollte das Hinabkommen gefährlich sein, anstatt ihrer Schwester sich zuerst der Gefahr aussetzen wollte.

Dagobert errieth leicht die Ursache dieser Eile.

„Liebe Kinder," — sagte er, — „ich verstehe Sie, aber fürchten Sie nichts für einander; es ist keine Gefahr dabei... ich habe das Tuch selbst festgebunden... also schnell, meine kleine Rose."

Leicht wie ein Vogel, stieg das junge Mädchen auf das Fenstergesims, dann faßte es, von Dagobert wohl unterstützt, das Leintuch, und ließ sich langsam hinabgleiten, nach den Weisungen des Soldaten, der, den Leib hinausneigend, es mit Worten ermuthigte.

„Meine Schwester... fürchte Dich nicht..." — sagte das junge Mädchen mit leiser Stimme, sobald es den Boden erreicht hatte, — „es ist so recht leicht herabzukommen; Rabat-Joie ist da, und leckt mir die Hände..."

Blanche ließ nicht auf sich warten; so muthig wie ihre Schwester, erreichte sie auch eben so glücklich den den Boden.

„Liebe kleine Wesen, was haben Sie denn gethan, um so unglücklich zu sein!... Tausend Donnerwetter!!! es lastet doch ein verfluchtes Geschick auf dieser Familie" — rief Dagobert mit gebrochenem Herzen aus,

als er das bleiche und sanfte Gesicht des jungen Mädchens inmitten der Finsternisse dieser rabenschwarzen Nacht, deren Schrecken das heftige Brausen des Windes und Regenströme noch vermehrten, verschwinden sah.

„Dagobert, wir erwarten Dich; komm schnell . . ." sagten mit leiser Stimme die am Fuße des Fensters vereinten Waisen.

Mit Hülfe seiner großen Gestalt, sprang der Soldat mehr hinab, als er sich gleiten ließ.

Dagobert und die zwei jungen Mädchen hatten kaum seit einer Viertelstunde das Wirthshaus zum weißen Falken als Flüchtlinge verlassen, als ein heftiges Krachen im Hause erscholl.

Die Thüre war den Anstrengungen des Bürgermeisters und Moroks gewichen, welche sich eines schweren Tisches als eines Mauerbrechers bedient hatten.

Mit herbeigebrachten Lichtern liefen sie in das Zimmer der Waisen . . . es war leer.

Morok sah die Leintücher draussen wehen, und rief aus:

„Herr Bürgermeister . . . sie haben sich durch das Fenster geflüchtet; sie sind zu Fuß . . . in dieser stürmischen und finstern Nacht können sie nicht weit sein."

„Ohne Zweifel . . . werden wir sie wieder erwischen . . . Elende Vagabunden! . . . Oh! . . . ich werde mich rächen . . . Schnell Morok . . . es handelt sich um Deine und meine Ehre . . ."

„Um meine Ehre? . . . Es handelt sich um mehr

als dieß für mich, Herr Bürgermeister," antwortete der Prophet mit grimmigem Tone; dann schnell die Treppe hinabeilend, öffnete er das Hofthor, und schrie mit dröhnender Stimme:

„Goliath . . . die Hunde los!! . . . und Sie, Wirth, Laternen, Fackeln . . Bewaffnen Sie Ihre Leute! . . Lassen Sie die Thore öffnen! Setzen wir den Flüchtlingen nach; sie können uns nicht entrinnen . . . wir müssen sie bekommen . . . todt oder lebendig!"

II.

Die Straße du Milieu des Ursins.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Botschaften.

„Liest man in den Ordensregeln der Jesuiten, unter dem Titel „de formula scribendi“ (Institut. 2, 11, Seite 125 — 129) die Entwickelung des achten Theiles der Satzungen, so erschrickt man über die Menge von Briefen, Berichten, Registern, Aufsätzen aller Art in den Archiven der Gesellschaft aufbewahrt.

„Das ist eine unendlich genauere und besser unterrichtete Polizei, als sie jemals irgend ein Staat gehabt hat. Selbst das Gouvernement von Venedig sah sich von den Jesuiten übertroffen; als es dieselben im Jahre 1606 fortjagte, nahm es alle ihre Papiere weg, und machte ihnen ihre große und peinliche Neugier zum Vorwurfe. — Diese Polizei, diese geheime Inquisition, zu einem solchen Grade von Vollkommenheit ausgebil-

det, erklären die ganze Macht eines so gut unterrichteten Gouvernements, das so beharrlich in seinen Entwürfen ist, so mächtig durch Einheit, und, wie die Satzungen sich ausdrücken, durch die Vereinigung seiner Mitglieder. — Man begreift ohne Mühe, welche unermeßliche Kraft das Gouvernement dieser Gesellschaft erlangte, und wie der General der Jesuiten zum Herzoge von Brissac sagen konnte: „„Von diesem Zimmer aus, mein Herr, regiere ich nicht nur Paris, nicht nur China, sondern auch die ganze Welt, ohne daß Jemand weiß, wie es geschieht.““

(Die Satzungen der Jesuiten mit den Erklärungen, in lateinischer Sprache, nach der Prager-Ausgabe; (S. 476 bis 478.)

(Paulin. — Paris 1843.)

Als der Thierbändiger Morok Dagobert seines Pferdes, seiner Papiere und seines Geldes beraubt sah, und somit außer Stand gesetzt glaubte, seine Reise wieder anzutreten, hatte er, vor der Ankunft des Bürgermeisters, Karl nach Leipzig mit einem Briefe geschickt, den er daselbst alsogleich auf die Post tragen sollte.

Die Adresse dieses Briefes lautete:

„An Herrn Rodin, Straße du Milieu des Ursins in Paris.“

Gegen die Mitte dieser einsamen, ziemlich unbekannten, unter dem Niveau des Kai's Napoleon, wo sie ausmündet, gelegenen Straße, nicht weit von der Straße Saint-Landry, stand damals ein Haus von bescheidenem Aussehen, in der Tiefe eines düstern, engen Hofes sich erhebend, von der Straße durch ein kleines Gebäude getrennt, durch dessen Vorderseite ein gewölbtes Thor zwischen zwei mit dicken Eisenstäben verwahrten Kreuzstöcken führte.

Man konnte nichts Einfacheres sehen, als das Innere dieser schweigsamen Wohnung, nach der Einrichtung eines ziemlich großen, im Erdgeschoße des Hauptgebäudes befindlichen Saales zu schließen. Altergraues Getäfel bedeckte die Wände; der mit Fliesen bekleidete Boden war roth angestrichen, und sorgfältig gebohnt; Vorhänge von Calicot waren an den Fenstern angebracht.

Eine Erdkugel von ungefähr vier Fuß im Durchmesser, auf einem massiven Fußgestelle von Eichenholz, am andern Ende des Zimmers, stand dem Kamine gegenüber.

Auf diesem Globus von großem Maßstabe, bemerkte man eine Menge von kleinen rothen Kreuzen, ausgesäet über alle Theile der Erde: von Norden nach Süden, vom Morgenlande nach dem Abendlande, von den wildesten Ländern, von den fernsten Inseln, bis zu den civilisirtesten Völkern, bis nach Frankreich; es gab kein

Land, welches nicht mehrere mit diesen kleinen rothen Kreuzen markirte Stellen wies, die augenscheinlich zu Anzeige- oder Merkzeichen dienten.

Vor einem mit Papieren belegten, an die Mauer gelehnten Tische von schwarzem Holze in der Nähe des Ofens, stand ein leerer Stuhl; etwas weiter entfernt sah man zwischen den beiden Fenstern ein großes Schreibepult von Nußbaum, und über demselben mit Cartons angefüllte Fächer.

Gegen das Ende des Monats October 1831, gegen acht Uhr Morgens, saß ein Mann an diesem Pulte, und schrieb.

Dieser Mann war Herr Rodin, Moroks, des Thierbändigers, Correspondent.

Fünfzig Jahre alt, trug er einen alten, olivengrünen, abgeschabten Oberrock mit schmierigem Kragen, ein Schnupftuch als Halsbinde, Weste und Beinkleid von schwarzem, fadenscheinigen Tuche; seine Füße, in großen, geschmierten Schuhen, ruhten auf einem kleinen, viereckigen grünen, auf die rothen und glänzenden Fliesen gebreiteten Teppiche. Seine grauen Haare schmiegten sich flach an seine Schläfen, und umgaben seine kahle Stirne; seine Augenbrauen waren kaum sichtbar; sein oberes Augenlied schwach und zurücksinkend, gleich dem Häutchen, welches die Augen der Schlangen halb verschleiert, verbarg zur Hälfte sein kleines lebhaftes und schwarzes Auge; seine dünnen, völlig farblosen Lippen, verschwammen in die bleiche

Farbe seines magern Gesichtes mit der spitzigen Nase und dem spitzigen Kinne; diese grüne und gelbe, so zu sagen lippenlose Larve, befremdete um so wunderlicher durch ihre leichenhafte Unbeweglichkeit; ohne das rasche Zucken der Finger des Herrn Rodin, der, über sein Pult sich beugend, seine Feder kritzeln ließ, hätte man ihn für eine Leiche gehalten.

Mit Hülfe einer vor ihm liegenden Chiffre (geheimes Alphabet) übersetzte er auf eine dem Nichtbesitzer des Schlüssels dieser Zeichen unverständliche Weise, einige Stellen aus einem langen Schriftbogen.

Inmitten dieses tiefen Schweigens, an einem trüben und düsteren Tage, der dieses große und nackte Zimmer noch trauriger erscheinen ließ, bot es einen unheimlichen Anblick, diesen Mann von eisigem Gesichte mit geheimnißvollen Zeichen schreiben zu sehen.

Es schlug acht Uhr.

Dumpf dröhnte der Klopfer des Thorweges; dann fielen zwei Schläge auf eine Glocke ohne Schwengel; mehrere Thüren gingen auf und zu, und eine neue Person trat in dieses Zimmer.

Bei dem Anblicke derselben stand Herr Rodin auf, nahm die Feder zwischen seine Zähne, verbeugte sich mit größter Unterwürfigkeit, und setzte sich wieder an seine Arbeit, ohne ein Wort zu sprechen.

Diese zwei Personen boten einen auffallenden Gegensatz.

Der neue Ankömmling, älter als er aussah, schien

höchstens sechs und dreißig bis acht und dreißig Jahre zu zählen; er war von eleganter und hoher Gestalt; schwerlich hätte man den Glanz seines großen, grauen, stahlblitzenden Auges ertragen; seine an der Wurzel breite Nase, endigte mit einer viereckig ausgedrückten Halbfläche; sein vorragendes Kinn war glatt rasirt, und die bläuliche Farbe seines frisch geschorenen Bartes abstechend von dem lebhaften Roth seiner Lippen und der Weiße seiner sehr schönen Zähne. Als er seinen Hut abnahm, ließ er hellkastanienbraunes Haar sehen, noch ungebleicht von den Jahren. Er trug einen langen, militärisch bis an den Hals zugeknüpften Oberrock.

Der tiefdenkende Blick dieses Mannes, seine breite Stirne, offenbarten eine mächtige Intelligenz, während die Entwickelung seiner Brust und Schultern einen kräftigen Körperbau verkündeten; kurz, seine vornehme Haltung, die auf Hand- und Fußbekleidung verwendete Sorgfalt; der leichte Wohlgeruch, der aus seinen Haaren und seiner ganzen Person duftete; die Anmuth und Ungezwungenheit seiner geringsten Bewegungen, verriethen den feinen Weltmann, und bestärkten in dem Glauben, daß er nach allen Arten glücklicher Erfolge, von den leichtfertigsten bis zu den ernstesten, streben konnte, oder noch streben könne.

Aus diesem so selten zu treffenden Einklange eines kraftvollen Geistes, eines kraftvollen Körpers, und des elegantesten Benehmens, entsprang ein um so merkwür-

digeres Ganze, als das zu Gebieterische im obern Theile dieses energischen Gesichtes, durch das Leutselige eines beständigen, aber nicht einförmigen Lächelns, so zu sagen gemildert und gemäßiget war; denn je nach Umständen vermehrte noch dieses bald wohlwollende, bald bösartige, herzliche oder muntere, besonnene oder vorbauende Lächeln den fesselnden Zauber dieses Mannes, welchen man nie wieder vergaß, wenn man ihn auch nur ein einziges Mal gesehen hatte.

Dennoch, ungeachtet so vieler vereinigter Vorzüge, und obgleich er die Leute fast immer unter dem Einfluße seiner unwiderstehlichen Verführung gebannt hielt, so mischte sich doch in diese Empfindung eine unbestimmte Unruhe, wie wenn die Huld und auserlesene Feinheit des Benehmens dieser Person, der Zauber ihres Wortes, ihre zartsinnigen Schmeicheleien, die liebkosende Unmuth ihres Lächelns, irgend eine hinterlistige Falle verhüllten.

Man fragte sich zuletzt, einer unwillkürlichen Sympathie weichend, ob man zum Guten . . . oder zum Bösen angezogen wurde.

. . . .

Herr Rodin, Sekretär des neuen Ankömmlings, schrieb fort.

„Sind Briefe aus Dünkirchen gekommen, Rodin?“ — fragte sein Gebieter.

„Der Briefträger ist noch nicht gekommen.“

„Ohne hinsichtlich der Gesundheit meiner Mutter,

da sie ihrer völligen Wiedergenesung entgegengeht, entschieden unruhig zu seyn," — erwiederte der Andere, — „wäre ich doch durch einen Brief der Frau Prinzessin von Saint-Dizier . . . meiner vortrefflichen Freundin . . . vollkommen beruhiget . . . Dennoch hoffe ich, diesen Morgen noch gute Nachrichten zu erhalten . . ."

„Das ist zu wünschen," — sagte der Sekretär, eben so demüthig als unterwürfig, eben so lakonisch als theilnahmlos.

„Gewiß, das ist zu wünschen," — fuhr sein Gebieter fort, — „denn einer der schönsten Tage meines Lebens war derjenige, an welchem die Prinzessin von Saint-Dizier mich in Kenntniß setzte, daß diese eben so heftige als gefährliche Krankheit, glücklicherweise der guten Pflege, welche meine Mutter genießt . . . der ihrigen . . . gewichen sey; sonst würde ich sogleich nach dem Wohnorte der Prinzessin abreisen, obgleich meine Anwesenheit hier sehr nothwendig ist."

Dann, sich dem Schreibpulte seines Sekretärs nähernd, fügte er bei:

„Ist der Auszug der auswärtigen Correspondenz fertig?"

„Hier ist die Entzifferung davon."

„Sind die Briefe immer unter Umschlägen mit den bezeichneten Wohnorten angekommen . . . und nach meinen Befehlen hierher gebracht worden?"

„Immer."

„Lesen Sie mir die Entzifferung dieser Correspon-

denz vor; sind Briefe darunter, die ich selbst beantworten muß, so werde ich es Ihnen sagen."

Und Rodins Gebieter begann im Zimmer auf und ab zu spazieren, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, nach Maßgabe Bemerkungen diktirend, welche Rodin sorgfältig niederschrieb.

Der Sekretär nahm einen ziemlich starken Pack Akten, und fing also an:

„Don Ramon Olivarès bescheiniget aus Cadix den Empfang des Briefes No. 19; er wird sich danach richten, und alle Theilnahme an der Entführung läugnen."

„Gut; ist zu den Acten zu legen . . ."

„Der Graf Romanof in Riga befindet sich in Verlegenheit . . ."

„Dem Duplessis zu sagen, ihm eine Unterstützung von fünfzig Louisd'or zu schicken; ich habe ehedem als Capitain im Regimente des Grafen gedient, und seitdem hat er vortreffliche Nachrichten geliefert."

„Man hat in Philadelphia die jüngste Schiffsladung der Geschichte von Frankreich, zum Gebrauche der Gläubigen gereiniget, erhalten; man begehrt Nachsendung, da die erste vergriffen ist."

„Vorzumerken, und hiewegen an Duplessis zu schreiben . . . Fahren Sie fort."

„Herr Spindler schickt aus Namur den über Herrn Ardouin verlangten geheimen Bericht."

„Ist zu entziffern . . .“

„Herr Ardouin schickt aus der nämlichen Stadt den über Herrn Spindler verlangten geheimen Bericht.“

„Ist zu entziffern . . .“

„Der Doctor Van-Ostadt schickt aus der nämlichen Stadt eine vertrauliche Note über die Herren Spindler und Ardouin.“

„Ist zu vergleichen . . . Weiter!“

„Der Graf Malipierri in Turin meldet die geschehene Unterzeichnung der Schankung von 300,000 Franken.“

„Duplessis anzuzeigen . . . Weiter!“

„Don Stanislaus ist so eben aus den Bädern von Baden mit der Königin Marie Ernestine abgereiset. Er meldet, daß Ihre Majestät die ihr versprochene Anzeige mit Dankbarkeit empfangen, und eigenhändig beantworten würde.“

„Vorzumerken . . . Ich werde selbst an die Königin schreiben.“

Während Rodin einige Bemerkungen auf den Rand seines Papieres schrieb, setzte sein Gebieter den Spaziergang durch das Zimmer fort; der großen, mit kleinen rothen Kreuzen bezeichneten Weltkarte gegenüber, betrachtete er sie einen Augenblick mit nachdenkender Miene.

Rodin fuhr fort:

„Nach der Stimmung der Geister in gewissen Gegenden Italiens, wo einige Aufwiegler ihre Blicke nach

Frankreich gewendet haben, schreibt Pater Orsini aus Mailand, scheine es ihm sehr wichtig, in diesen Gebietstheilen ein kleines Buch im Ueberflusße zu verbreiten, worin die Franzosen, unsere Landsleute, als Ruchlose und Wüstlinge . . . Räuber und Bluthunde geschildert wären . . ."

„Der Gedanke ist vortrefflich; man könnte die von den Unserigen während der Kriege der Republik in Italien verübten Excesse geschickt ausbeuten . . . Man muß Jacques Dumoulin beauftragen, dieses Buch zu schreiben. Dieser Mensch ist aus Galle, Zorn und Gift geknetet; die Flugschrift wird schrecklich werden; . . . übrigens will ich einige Bemerkungen beifügen; man bezahle aber Jacques Dumoulin erst . . . nach Ablieferung des Manuscripts . . . — wohl verstanden; würde man ihn früher bezahlen, so söffe er sich acht Tage lang in irgend einem schlechten Hause toll und voll. So mußte man ihm zweimal seine giftgeschwollene Schmähschrift gegen die pantheistischen Tendenzen der philosophischen Lehre des Professors Martin bezahlen."

„Vorgemerkt . . . und weitergefahren!"

„Der Negoziant meldet, daß der Commis im Begriffe ist, den Banquier zur Rechnungsablage vor dem Berechtigten zu senden . . ."

Nachdem Rodin diese Worte auf besondere Art betont hatte, sagte er zu seinem Herrn.

„Sie verstehen?" . . .

„Vollkommen . . ." erwiederte der Andere schaudernd.

„Das sind die verabredeten Ausdrücke . . . Weiter!"

„Aber der Commis, —" fuhr der Sekretär fort, — „ist noch von einem Bedenken zurückgehalten."

Nach einer Pause des Schweigens, während welcher seine Züge sich peinlich zusammengezogen, erwiederte Rodins Gebieter:

„Man fahre fort, auf die Einbildungskraft des Commis durch Schweigen und Einsamkeit zu wirken, und gebe ihm dann das Verzeichniß jener Fälle wieder zu lesen, in welchen der Königsmord erlaubt und absolvirbar ist . . . Fortgefahren!"

„Die Frau Sydney schreibt aus Dresden, daß sie Verhaltsbefehle erwarte. Heftige Auftritte der Eifersucht ihretwegen, sind zwischen Vater und Sohn zum Ausbruche gekommen; aber in diesen neuen Ergießungen wechselseitigen Hasses, in diesen vertraulichen Mittheilungen, die jeder gegen seinen Nebenbuhler machte, hat Frau Sydney noch nichts, auf die verlangten Aufschlüsse Bezügliches, finden können. Bisher konnte sie es vermeiden, sich für den Einen oder den Andern auszusprechen . . . doch wenn diese Lage noch länger dauert . . . fürchtet sie, ihren Verdacht zu erregen. Wen soll sie vorziehen, den Vater oder den Sohn?"

„Den Sohn . . . Die Gefühle der Eifersucht werden weit heftiger, weit grausamer bei diesem Alten sein, und ihn, um sich wegen des seinem Sohne gegebenen

Vorzuges zu rächen, vielleicht zum Geständnisse dessen treiben, was Beide zu verhehlen so großes Interesse haben . . . Weiter!"

„Seit drei Jahren sind zwei Mägde des Ambrosius, dem man eine kleine Pfarre in den Bergen des Walliserlandes verliehen hat, verschwunden . . . ohne daß man weiß, was aus ihnen geworden ist. Eine dritte hat so eben das nämliche Schicksal gehabt . . . Die Protestanten im Lande werden unruhig, sprechen von Mord . . . von schauderhaften Umständen . . ."

„Bis zum augenscheinlichen, vollständigen Beweise der Thatsache vertheidige man Ambrosius gegen diese niederträchtigen Verleumdungen einer Partei, welche selbst die abscheulichsten Erfindungen nie scheut . . . Fortgefahren! . . ."

„Thompson in Liverpool ist es endlich gelungen, Justin als Mann des Vertrauens zu Lord Stewart zu bringen, einem reichen irländischen Katholiken, dessen Geist immer schwächer wird."

„Bestätiget sich dieß, dann dem Thompson eine Gratifikation von fünfzig Louisd'or. Vormerkung für Duplessis . . . Weiter!"

„Frank Dichesstein in Wien," — fuhr Rodin fort, — „zeigt an, daß sein Vater so eben an der Cholera gestorben sei . . . in einem kleinen Dorfe einige Meilen von dieser Stadt . . . Denn die Seuche setzt langsam ihren Gang fort, aus dem Norden Rußlands durch Polen kommend . . ."

„Das ist wahr," — sagte Rodins Gebieter, ihn unterbrechend, — „möge die schreckliche Geißel ihren furchtbaren Gang nicht fortsetzen können, und Frankreich verschonen! . . ."

„Frank Dichesstein," — erwiederte Rodin, — „meldet, daß seine zwei Brüder beschlossen haben, die von ihrem Vater gemachte Schenkung anzustreiten . . . er aber einer entgegengesetzten Ansicht sei . . ."

„Ist sich mit den beiden Personen zu benehmen, die mit dem Streitsüchtigen zu thun haben . . . Ferner?"

„Der Cardinal Prinz von Almasi ist mit den drei ersten Punkten der Denkschrift einverstanden. Hinsichtlich des vierten Punktes bedingt er sich Vorbehalt."

„Keinen Vorbehalt . . . volle und unbedingte Annahme. Wo nicht, Krieg, und bemerken Sie es ausdrücklich, verstehen Sie? einen erbitterten Krieg, ohne Mitleiden weder mit ihm, noch mit seinen Creaturen . . . Und?"

„Fra Paolo berichtet, daß der Patriot Boccari, das Haupt einer sehr furchtbaren geheimen Gesellschaft, aus Verzweiflung sich von seinen Freunden, in Folge des ihnen von ihm, Fra Paolo, geschickt eingeflößten Verdachtes, der Verrätherei beschuldiget zu sehen, sich entleibt hat."

„Boccari!! Ist's möglich! . . . Boccari! . . . der Patriot Boccari! . . . dieser so gefährliche Feind!" — rief Rodins Gebieter aus.

„Der Patriot Boccari . . .“ — wiederholte der immer theilnahmslose Sekretär.

Dem Duplessis zu sagen, daß er Fra Paolo eine Anweisung auf fünf und zwanzig Louisd'or schicke . . . Vorgemerkt!“

„Hausmann meldet, daß die französische Tänzerin Albertine Ducornet die Mätresse des regierenden Fürsten ist; sie hat den vollständigsten Einfluß auf ihn; man könnte also durch sie gewiß zu dem vorgesteckten Ziele gelangen; aber diese Albertine wird von ihrem Liebhaber, einem in Frankreich als Verfälscher Verurtheilten, beherrscht, und sie thut nichts, ohne ihn um Rath zu fragen . . .“

„Dem Hausmann anzubefehlen, sich mit diesem Manne zu besprechen; sind seine Forderungen billig, sie zu gewähren; dann sich zu erkundigen, ob dieses Mädchen keine Verwandten in Paris habe?“

„Der Herzog von Orbano berichtet, daß der König, sein Herr, die vorgeschlagene neue Niederlassung genehmigen werde, jedoch unter vorher bekannt gemachten Bedingungen.“

„Keine Bedingungen; völlige Bewilligung, oder bestimmte Verweigerung; . . . so erkennt man seine Freunde und seine Feinde. Je ungünstiger die Umstände scheinen, . . . desto mehr Festigkeit muß man zeigen, und durch Selbstvertrauen Ehrfurcht einflößen.“

Der Nämliche meldet, daß das ganze diplomatische Corps fortfährt, die Reclamationen des Vaters dieses

jungen protestantischen Mädchens zu unterstützen, welches das Kloster wo es Zuflucht und Schutz fand, nur verlassen will, um den Geliebten wider den Willen des Vaters zu heirathen."

„Ah! . . . das diplomatische Corps fährt fort, im Namen dieses Vaters zu reclamiren?"

„Es fährt fort . . ."

„Es ist ihm zu antworten, daß die geistliche Gewalt mit der weltlichen Gewalt nichts gemein habe."

In diesem Augenblicke geschahen zwei Schläge auf die Glocke der Eingangsthüre.

„Sehen Sie, wer es ist," sagte Rodins Gebieter.

Dieser stand auf, und ging hinaus.

Sein Gebieter ging fortwährend nachsinnend von einem Ende des Zimmers zum andern spazieren.

Als er wieder an der ungeheuern Erdkugel vorüberkam, blieb er dabei stehen.

Während einiger Zeit betrachtete er, in tiefem Schweigen, die zahllosen kleinen rothen Kreuze, welche alle Länder der Erde mit einem unermeßlichen Netze zu bedecken schienen.

Ohne Zweifel an die unsichtbare Wirkung seiner Macht denkend, welche über die ganze Welt sich auszudehnen schien, beseelten sich die Züge dieses Mannes, sein großes graues Auge funkelte; seine Nüstern schwollen; sein männliches Gesicht gewann einen unglaublichen Ausdruck von Thatkraft, Kühnheit und Stolz.

Mit hochmüthiger Stirne und geringschätziger Lippe,

näherte er sich der Erdkugel, und stützte seine kräftige Hand auf den Pol.

Bei diesem gewaltigen Drucke, bei dieser gebieterischen, besitzlüsternen Bewegung, hätte man sagen mögen, der Mann da glaube sicher zu sein, diese Erdkugel zu beherrschen, die er mit dem ganzen Hochmuthe seiner großen Gestalt betrachtete, und auf welcher er seine Hand mit einer so stolzen, so kühnen, so souveränen Miene ruhen ließ.

Nun aber lächelte er nicht.

Seine breite Stirne faltete sich auf eine furchtbare Weise; sein Blick drohte; der Künstler, welcher den Dämon der Arglist und des Hochmuthes, den höllischen Geist unersättlicher Herrschsucht malen wollte, hätte kein entsetzlicheres Vorbild wählen können.

Als Rodin zurückkam, hatte das Gesicht seines Gebieters wieder den gewöhnlichen Ausdruck angenommen.

„Der Briefträger ist's," — sagte Rodin, die Briefe in seiner Hand vorweisend, — „von Dünkirchen ist nichts dabei."

„Nichts!!!" — rief sein Gebieter aus.

Und seine schmerzliche Gemüthsaufregung stach sonderbar ab mit dem stolzen unversöhnlichen Ausdrucke, den seine Miene kurz zuvor hatte.

„Nichts!!! keine Nachricht von meiner Mutter!" — erwiederte er, — „noch sechs und dreißig Stunden voll Unruhe!"

„Mir dünkt, daß die Frau Prinzessin, hätte sie

schlimme Nachrichten zu geben, geschrieben haben würde; wahrscheinlich dauert der Zustand der Besserung fort..."

„Sie haben ohne Zweifel Recht, Rodin, aber es hilft mir nichts . . . ich bin nicht ruhig . . . Wenn ich bis morgen nicht völlig beruhigende Nachrichten erhalte, so werde ich auf das Landgut der Prinzessin abreisen . . . Warum mußte aber auch meine Mutter den Herbst in dieser Gegend zubringen wollen? . . Ich fürchte, daß die Umgegend von Dünkirchen für sie nicht gesund ist . . ."

Nach kurzem Schweigen fügte er bei, seinen Spaziergang fortsetzend:

„Nun . . . besehen Sie diese Briefe . . . woher sind sie?" . . .

Rodin antwortete, nachdem er ihre Postzeichen angeschaut hatte:

„Unter den vieren sind drei auf die große und wichtige Angelegenheit der Medaillen bezügliche . . ."

„Gott sei gelobt . . . wenn nur die Nachrichten günstig sind," — rief Rodins Gebieter mit einem Ausdrucke von Unruhe aus, welcher von der äußersten Wichtigkeit zeugte, die er auf diese Angelegenheit legte.

„Der eine ist aus Charlestown, und ohne Zweifel auf den Missionär Gabriel bezüglich," — versetzte Rodin: — „der andere aus Batavia betrifft sicher den Indier Djalma . . . Dieser da ist aus Leipzig . . . Gewiß bestätiget er den gestrigen, worin der Bändiger der wilden Thiere, Namens Morok meldete, daß nach

den Befehlen, die er empfangen, und ohne daß man ihm etwas anhaben könne, die Töchter des Generals Simon nicht mehr ihre Reise fortzusetzen vermöchten."

Bei dem Namen des Generals Simon, schwebte eine Wolke über die Züge von Rodins Gebieter.

Sechzehntes Kapitel.

Die Befehle.

„Die Provinzial-Ordenshäuser correspondiren mit dem Ordenshause in Paris; sie stehen auch in direkter Verbindung mit dem in Rom residirenden Generale. Die so thätige, so wechselvolle, auf eine so bewunderungswürdige Weise organisirte Correspondenz der Jesuiten, hat den Zweck, den Obern alle nöthigen Aufschlüsse zu liefern; täglich empfängt der General eine Menge von Berichten, die sich wechselseitig controliren. Im Central-Ordenshause in Rom befinden sich ungeheure Register, worin die Namen aller Jesuiten, ihrer verbündeten Layen und aller angesehenen Personen, Freunde oder Feinde, mit denen sie zu thun haben, verzeichnet sind.

„In diesen Registern sind ohne Vorurtheil, ohne Haß, ohne Leidenschaft, die auf das Leben jedes Einzelnen bezüglichen Thatsachen vorgetragen. Dieß ist die riesenhafteste Sammlung von Lebensgeschichten, welche jemals gemacht wurde. Das Betragen einer leichtsinnigen Frau, die verborgenen Fehler eines Staatsmannes, sind in diesem Buche mit kalter Unparteilichkeit erzählt. Zum

Zwecke des Nutzens geschrieben, sind diese Lebensgeschichten nothwendigerweise genau.

„Muß man gegen ein Individuum handelnd auftreten, so öffnet man das Buch, und erfährt sogleich sein Leben, seinen Charakter, seine Eigenschaften, seine Fehler, seine Pläne, seine Familie, seine Freunde, seine geheimsten Verbindungen. Begreifen Sie, mein Herr, die ganze Ueberlegenheit im Handeln, welche dieses ungeheuere, fast die ganze Welt umfassende Polizeibuch einer Gesellschaft gewährt? Ich spreche nicht leichtsinnig von diesen Registern: ich habe diese Thatsache von einem Manne, der diese Registersammlung gesehen hat, und die Jesuiten vollkommen kennt. Dieß giebt Stoff zum Nachdenken für jene Familien, die Mitglieder einer Gemeinde, worin das Studium der Lebensgeschichte so geschickt ausgebeutet wird, den Zutritt in ihren Schooß so leicht gestatten."

(Libri, Instituts-Mitglied, „Briefe über die Geistlichkeit.")

Nach Bewältigung der unwillkürlichen Gemüthsaufregung, die ihm der Name oder die Erinnerung des Generals Simon verursachte, sagte Rodins Gebieter:

„Oeffnen Sie diese Briefe von Leipzig, Charlestown und Batavia noch nicht; die Aufschlüsse, welche sie ohne Zweifel bringen, werden sich sogleich selbst classifiziren. Dieß wird uns einen doppelten Zeitaufwand ersparen."

Der Sekretär blickte seinen Gebieter mit fragender Miene an.

Dieser fuhr fort:

„Haben Sie die auf die Angelegenheit der Medaillen bezügliche Note gefertiget?"

„Hier ist sie . . . Ich habe sie mit geheimen Zeichen geschrieben.“

„Lesen Sie mir dieselbe vor, und nach Gestalt der Sachen werden Sie die neuen, in diesen drei Briefen enthaltenen Notizen beifügen.“

„In der That,“ — erwiederte Rodin, — „diese Notizen werden so an ihrem Platze seyn.“

„Ich will sehen,“ versetzte der Andere, „ob diese Note klar und erklärend genug ist; denn Sie haben nicht vergessen, daß die Person, für welche sie bestimmt wurde, nicht alles erfahren soll?“

„Ich habe mich dessen erinnert, und darum die Note in diesem Sinne entworfen . . .“

„Lesen Sie!“

Herr Rodin las Folgendes sehr bedächtlich und sehr langsam:

„Vor hundert fünfzig Jahren ist eine französische, „protestantische Familie freiwillig ausgewandert, in der „Voraussicht des nahen Widerrufes des Ediktes von „Nantes, um zu dem Zwecke, sich den strengen und ge„rechten, gegen die Reformirten, diese unbändigen Feinde „unserer heiligen Religion, bereits erlassenen Beschlüs„sen zu entziehen.

„Einige von den Angehörigen dieser Familie sind „zuerst nach Holland geflüchtet, dann in die holländi„schen Colonien; Andere nach Polen, Andere nach „Deutschland, Andere nach England, Andere nach „Amerika.

„Man glaubt zu wissen, daß zur Zeit nur noch „sieben Abkömmlinge dieser Familie übrig sind, die so „wundersame Glückswechsel erlebt hat, da jetzt ihre „Repräsentanten fast auf allen Sprossen der socialen „Leiter vertheilt sind, vom Souverain bis zum Hand„werksmanne.

„Diese unmittelbaren oder mittelbaren Abkömmlinge sind:

„Mütterliche Abkunft:

„Die Fräulein Rose und Blanche Simon, „minderjährig.

„(Der General Simon hat in Warschau einen Ab„kömmling der genannten Familie geheirathet.)

„Herr François Hardy, Manufakturist zu Ples„sis, bei Paris.

„Prinz Djalma, Sohn des Kadja-Sing, Kö„nigs von Mondi.

„(Kadja-Sing hat im Jahre 1802 einen Abkömm„ling der bezeichneten, damals in Batavia (Insel Java, „holländische Besitzung) ansässigen Familie geheirathet.

„Väterliche Abkunft:

„Herr Jacques Rennepont — genannt „Couche-tout-nud, *) Handwerker.

„Fräulein Adrienne von Cardoville, Tochter „des Grafen von Rennepont, Herzogs von Cardoville.

*) „Schläft-ganz-nackt."

D. Ueb.

„Herr Gabriel Rennepont, Priester der aus-
„wärtigen Missionen.

„Jedes Mitglied dieser Familie besitzt, oder soll be-
„sitzen, eine Medaille von Bronze mit nachstehenden
„darauf geprägten Inschriften:

Opfer von L. C. D. J. Betet für mich. ——— Paris, den 13. Februar 1682. ———	In Paris, Straße Saint-François, Nr. 3. In anderthalb Jahrhunderten werdet Ihr seyn am 13. Februar 1832. ——— Betet für mich. ———

„Diese Worte und dieses Datum zeigen an, daß es „für jedes Mitglied dieser Familie vom höchsten In„teresse ist, am 13. Februar 1832 in Paris zu seyn, „und zwar nicht durch Stellvertreter oder Bevollmäch„tigte, sondern in Person, mögen sie volljährig oder „minderjährig, verheirathet oder ledig seyn.

„Aber andere Personen haben ein unermeßliches „Interesse daran, daß keiner von den Abkömmlingen „dieser Familie am 13. Februar in Paris sich befinde . . . „mit Ausnahme des Gabriel Rennepont, Priesters der „auswärtigen Missionen."

„Es darf also um jeden Preis Gabriel „der Einzige seyn, welcher der den Reprä„sentanten dieser Familie nach anderthalb

„Jahrhunderten gegebenen Zusammenkunft „beiwohnt.

„Um die sechs übrigen Personen zu verhindern, am „genannten Tage in Paris zu seyn, oder dahin zu kom- „men, oder ihre Anwesenheit wirkungslos zu machen, „hat man schon viel versucht; aber es bleibt noch viel „zu versuchen übrig, um den glücklichen Erfolg dieser „Angelegenheit zu sichern, welche man, wegen ihrer „wahrscheinlichen Resultate, für die wichtigste, ja für „eine Lebensfrage dieser Zeit hält . . ."

„Das ist nur zu wahr," — unterbrach Rodin sein Gebieter, den Kopf schüttelnd, mit nachdenkender Miene, — „fügen Sie noch hinzu, daß die Folgen des günstigen Ausganges dieser Sache unberechenbar sind, und daß man die Folgen des ungünstigen Ausganges nicht vorauszusehen wage . . . Mit einem Worte, daß es sich fast vom Seyn handle . . . oder vom Nicht- seyn während mehrerer Jahre. Daher muß man zum Gelingen alle möglichen Mittel anwenden, vor nichts zurückweichen, immer geschickt den Schein rettend."

„Es ist geschrieben," — sagte Rodin, nachdem er die von seinem Gebieter diktirten Worte beigefügt hatte.

„Fahren Sie fort!"

Rodin fuhr fort:

„Um das Gelingen der fraglichen Angelegenheit zu „erleichtern oder zu sichern, ist es nöthig, einige be- „sondere und geheime Einzelnheiten über die sieben Per-

„sonen zu geben, welche diese Familie repräsentiren.
„Man verbürgt die Wahrheit dieser Einzelnheiten; nö„thigenfalls könnte man sie auf die genaueste Weise
„vervollständigen; denn da widersprechende Erkundigun„gen Statt fanden, besitzt man sehr ausführliche Akten.
„Man wird nach der Reihe der Personen verfahren,
„und nur von — bis zum heutigen Tage — vollen„deten Thatsachen sprechen.

(Note Nr. 1.)

„Die Fräulein Rose und Blanche Simon, Zwil„lingsschwestern, — ungefähr fünfzehn Jahre alt. —
„Holdselige Gesichter — sie sind sich so ähnlich, daß
„man sie verwechseln könnte — von sanftem und schüch„ternem Charakter, aber für Aufregung empfänglich —
„in Sibirien von einer Mutter erzogen, welche Freigeist
„und Deïstin war. — Sie sind in Sachen unserer hei„ligen Religion völlig unwissend.

„General Simon, von seiner Frau seit deren Ent„bindung getrennt, weiß noch zur Stunde nicht, daß
„er zwei Töchter hat.

„Man hatte ihr Eintreffen in Paris am 13. Fe„bruar dadurch zu verhindern geglaubt, daß man die
„Verbannung ihrer Mutter an einen weiter im Innern
„liegenden Ort, als der ihr zuerst angewiesene, bewirkte;
„als aber ihre Mutter gestorben war, glaubte der uns
„übrigens ganz ergebene General-Gouverneur von Si„birien, in bedauernswerthem Irrthume, daß die Maß„regel eine persönliche, nur auf die Frau des Generals

„Simon bezügliche sei, und hat unglücklicherweise diesen „jungen Mädchen erlaubt, unter dem Geleite eines ehe„maligen Soldaten nach Frankreich zurückzukehren.

„Dieser Mann ist unternehmend, treu, entschlossen, „und als gefährlich vorgemerkt.

„Die Fräulein Simon sind unschädlich. — Man „hat allen Grund zu hoffen, daß sie zur Stunde in „der Umgegend von Leipzig zurückgehalten sind."

Rodins Gebieter sagte, ihn unterbrechend:

„Lesen Sie jetzt den so eben aus Leipzig empfangenen Brief; Sie werden die Weisung vervollständigen können."

Rodin las, und rief aus:

„Herrliche Nachricht! Den zwei jungen Mädchen und ihrem Führer gelang es, während der Nacht aus dem Wirthshause zum weißen Falken zu entfliehen; aber alle drei wurden eine Meile von Möckern eingeholt und ergriffen; man hat sie nach Leipzig gebracht, wo sie als Vagabunden eingesperrt wurden; überdieß ist der Soldat, ihr Führer, der Rebellion, der Thätlichkeiten gegen eine obrigkeitliche Person und deren Einsperrung angeklagt und überwiesen.

„Es ist demnach fast gewiß, in Betracht der langen Dauer des deutschen Gerichtsverfahrens (und zudem wird man hiewegen die geeignete Vorkehrung treffen), daß die jungen Mädchen am 13. Februar nicht hier werden sein können," — sagte Rodins Gebieter. — „Fügen Sie diese letztere Thatsache der Note in einer Nachschrift bei . . ."

Der Sekretär gehorchte, schrieb als Anmerkung den Inhalt von Moroks Briefe, und erwiederte:

„Sie ist geschrieben.“

„Fahren Sie fort!“ versetzte sein Gebieter.

Rodin fuhr zu lesen fort:

(Note Nr. 2.)

Herr Francois Hardy, Manufakturist zu Plessis, bei Paris.

„Vierzig Jahre. — Ein fester — reicher — ver„ständiger — thätiger — rechtschaffener — unterrich„teter Mann, der Abgott seiner Arbeiter, in Folge zahl„loser, ihr Wohlsein bezweckender Neuerungen; — er„füllt niemals die Pflichten unserer heiligen Religion; — „vorgemerkt als ein sehr gefährlicher Mann; — „aber der Haß und der Neid, welche er andern Ge„werbsbetriebsamen einflößt, vorzüglich dem Herrn Ba„ron von Tripeaud, seinem Concurrenten, können leicht „gegen ihn gewendet werden. — Sind andere Mittel „der Einschreitung über oder gegen ihn nöthig, so wird „man in seinem Acte nachschlagen; er ist sehr umfang„reich; dieser Mann ist schon seit langer Zeit bezeich„net und überwacht.

„Man wußte ihn, die Angelegenheit der Medaille „betreffend, so gewandt zu überlisten, daß er bis jetzt „über die Wichtigkeit der mit ihr verbundenen In„teressen, in völligem Irrthume schwebt; übrigens wird „er unaufhörlich belauert, umgeben, beherrscht, selbst

„wider sein Wissen; — einer von seinen besten Freun-
„den verräth ihn, und man weiß durch ihn seine ge-
„heimsten Gedanken.“

(Note Nr. 3.)

Prinz Djalma.

„Achtzehn Jahre — thatkräftiger und hochherziger „Charakter — stolzer, unabhängiger und wilder Geist, — „Liebling des Generals Simon, der den Oberbefehl „über die Truppen seines Vaters Kadja-Sing in „dessen Kampfe gegen die Engländer in Indien über- „nommen hat. — Man spricht von Djalma nur der „Erinnerung wegen; denn seine Mutter ist noch jung „gestorben, zu Lebzeiten ihrer Eltern, die in Batavia „geblieben waren. — Da nun den bescheidenen Nach- „laß der Verstorbenen, weder Djalma noch der König „sein Vater, verlangten, so hat man die Gewißheit, „daß alle zwei die wichtigen Interessen nicht kennen, „welche sich an den Besitz der fraglichen Medaille knü- „pfen, die einen Theil der Hinterlassenschaft von Djal- „ma's Mutter bildet.“

Rodins Gebieter unterbrach ihn, und sagte:

„Lesen Sie nun den Brief aus Batavia, um die Belehrung hinsichtlich Djalma's zu ergänzen.“

Rodin las und erwiederte:

„Wider eine gute Nachricht . . . Herr Josué Van Daël, Handelsmann in Batavia (er hat seine Erziehung in unserm Ordenshause zu Pondichéry erhalten), hat von seinem Correspondenten in Calcutta erfahren, daß

der alte indische König in der letzten Schlacht getödtet wurde, die er den Engländern lieferte. Sein Sohn Djalma, des väterlichen Thrones entsetzt, ist als Staatsgefangener provisorisch in eine Festung Indiens gebracht worden."

„Wir sind am Ende des Octobers," — sagte Robins Gebieter. — „Nähme man an, daß der Prinz Djalma in Freiheit gesetzt würde, und jetzt Indien verlassen könnte, so dürfte er kaum bis zum Monate Februar in Paris ankommen . . ."

„Herr Josué," versetzte Rodin, „bedauert, daß er in dieser Hinsicht seinen Eifer nicht bethätigen konnte, wenn, wider alle Wahrscheinlichkeit, der Prinz Djalma freigelassen oder entfliehen würde, so käme er gewiß nach Batavia, um die mütterliche Erbschaft zu verlangen, weil ihm nichts mehr auf der Welt übrig bleibt. Man könnte, in diesem Falle auf die Ergebenheit des Heren Josué Van Daël rechnen . . . Er bittet dagegen um sehr genaue Aufschlüsse durch den nächsten Kurier, über den Vermögensstand des Herrn Barons Tripeaud, Manufakturbesitzers und Banquiers mit dem er in Geschäftsverbindungen steht."

„In dieser Beziehung werden Sie auf eine ausweichende Art antworten, da Herr Josué bisher sonst nichts als nur Eifer bethätigt hat . . . Vervollständigen Sie die Nachweisung über Djalma . . . mit diesen neuen Aufschlüssen . . ."

Rodin schrieb.

Nach einigen Sekunden sagte sein Gebieter mit einem sonderbaren Ausdrucke zu ihm:

„Herr Josué sagt Ihnen nichts vom General Simon, bei Erwähnung des Todes von Djalma's Vater, und der Einkerkerung des Prinzen?"

„Herr Josué sagt kein Wort davon," antwortete der Sekretär fortarbeitend.

Rodins Gebieter brach sein Schweigen nicht, und durchschritt sinnend das Zimmer.

Nach einigen Augenblicken sagte Rodin zu ihm:

„Es ist geschrieben . . ."

„Fahren Sie fort!"

(Note Nr. 4.)

Herr Jacques Rennepont, genannt **Couche-tout-nud.**

„Arbeiter in der Fabrik des Herrn Barons Tripeaud, des industriellen Concurrenten von Francois Hardy. — Dieser Handwerker ist ein Trunkenbold — Müssiggänger — Lärmer und Verschwender; — es fehlt ihm nicht an Intelligenz; aber Faulheit und Liederlichkeit haben ihn völlig verderbt. Ein sehr gewandter und verlässiger Geschäftsagent, hat sich an ein Mädchen, Namens Cephyse Soliveau, genannt **la Reine-Bachanal** *) gemacht, welche die Geliebte dieses Handwerkers ist. Durch ihren Beistand hat der

---

*) „Bacchusfest-Königin."

D. Ueb.

Geschäftsagent einige Beziehungen mit ihm angeknüpft, und man darf ihn von nun an beinahe als außerhalb der Interessen gestellt betrachten, die seine Anwesenheit in Paris am 13. Februar nothwendig machen könnten.

(Note Nr. 5.)

Gabriel Rennepont, Priester der auswärtigen Missionen.

„Ein entfernter Verwandter des Vorhergehenden, „aber er kennt das Dasein dieses Verwandten und dieser Verwandtschaft nicht. — Verlassene Waise, wurde „er von Franziska Baudoin, Frau des Soldaten, genannt Dagobert, aufgenommen.

„Wenn, wider alles Erwarten, dieser Soldat nach „Paris käme, so hätte man durch seine Frau ein mächtiges Mittel, auf ihn zu wirken. — Sie ist ein „herrliches Geschöpf, unwissend und leichtgläubig, musterhaft fromm, und seit langer Zeit unserm Einflusse „und Ansehen ohne Grenzen unterworfen. — Durch „sie hat man Gabriel dahingebracht, in den Orden zu „treten, ungeachtet des von ihm geäußerten Widerwillens.

„Gabriel zählt fünf und zwanzig Jahre; — sein „Charakter ist engelgleich, wie sein Gesicht; er besitzt „seltene und gediegene Vorzüge; — unglücklicherweise „ist er mit Agricola, Dagobert's Sohne, erzogen worden. — Dieser Agricola ist Dichter und Arbeiter; „— übrigens ein vortrefflicher Arbeiter; er arbeitet bei „Herrn François Hardy, — er ist voll der abscheulich-

„sten Grundsätze; — betet seine Mutter an; — recht-„schaffen, — arbeitsam, aber ohne irgend ein religiöses „Gefühl. — Vorgemerkt als sehr gefährlich, — „deßwegen war sein Umgang mit Gabriel so Besorgniß „erregend in Bezug auf diesen.

„Dieser flößt immer einige Unruhe ein, ungeachtet „seiner vollkommenen Eigenschaften. Man mußte es „darum auch vertagen, sich ihm vollständig mitzuthei-„len; ein falscher Schritt könnte aus ihm einen der „gefährlichsten Menschen machen; — er ist also „außerordentlich zu schonen, wenigstens bis zum 13. „Februar, weil, man wiederholt es, auf ihm, auf „seiner Anwesenheit in Paris zu jener Zeit, „unermeßliche Hoffnungen und nicht minder unermeß-„liche Interessen ruhen.

„In Folge dieser Rücksichten, die man ihm erwei-„sen soll, mußte man auch sein Gesuch bewilligen, der „amerikanischen Mission beigegeben zu werden; denn er „vereint mit engelgleicher Sanftmuth eine ruhige Un-„erschrockenheit, einen kühnen Geist, der sich nicht eher „befriedigt fühlte, als bis man ihm erlaubte, das ge-„fahrvolle Leben der Missionäre zu theilen. — Zum „Glücke hat man den Oberen zu Charlestown die streng-„sten Instruktionen ertheilt, damit sie ein so kostbares „Leben nicht in Gefahr setzen. — Sie müssen ihn we-„nigstens ein oder zwei Monate vor dem 13. Februar „nach Paris zurückschicken."

Rodins Gebieter unterbrach ihn von Neuem, und sagte:

„Lesen Sie den Brief aus Charlestown; sehen Sie, was man Ihnen meldet, um auch diese Weisung vervollständigen zu können.“

Rodin las und antwortete:

„Gabriel wird von Tag zu Tag aus den Felsengebirgen erwartet, wohin er durchaus allein auf Mission hatte gehen wollen.“

„Welche Unvorsichtigkeit!“

„Ohne Zweifel ist ihm nichts Widriges begegnet, weil er seine Rückkehr nach Charlestown selbst angekündiget hat . . . Nach seiner Ankunft, die nicht über die Mitte dieses Monates sich verzögern kann, schreibt man, wird man ihn sogleich nach Frankreich abreisen lassen.“

„Fügen Sie dieß der ihn betreffenden Bemerkung bei,“ sagte Rodins Gebieter.

„Es ist geschrieben,“ antwortete dieser nach einigen Augenblicken.

„Fahren Sie fort,“ versetzte sein Gebieter.

Rodin fuhr fort.

(Note Nr. 6.)

Fräulein Adrienne Rennepont von Cardoville.

„Entfernte Verwandte (und dieser Verwandtschaft „unkundig) von Jaques Rennepont, genannt Couche-„tout-nud, und von Gabriel Rennepont, Missionsprie-„ster. Sie wird bald zwanzig Jahre alt; — die rei-

„zendste Physiognomie von der Welt, — die seltenste „Schönheit, obgleich rothhaarig — sie besitzt einen „durch seine Originalität höchst merkwürdigen Geist, — „ein unermeßliches Vermögen — alle sinnlichen Nei„gungen. Man erschrickt vor der Zukunft dieser jun„gen Person, wenn man an die unglaubliche Verwe„genheit ihres Charakters denkt. — Zum Glücke ist „ihr Nebenvormund, Baron Tripeaud — (Baron seit „1829 und ehemaliger Geschäftsbesorger des verstorbe„nen Grafen von Rennepont, Herzogs von Cardoville), „völlig im Interesse und beinahe in der Abhängig„keit der Tante des Fräuleins von Cardoville. — Man „vertraut, mit vollem Rechte, auf diese würdige und „achtungswerthe Verwandte, und auf Herrn Tripeaud, „daß sie die wunderlichen und unerhörten Projekte be„kämpfen und besiegen, welche diese junge eben so ent„schlossene als unabhängige Person, zu äußern sich nicht „scheuet, und die man unglücklicherweise im Interesse „der fraglichen Angelegenheit nicht mit Nutzen ausbeu„ten kann, denn . . .“

Rodin konnte nicht fortfahren, durch zweimaliges, bescheidenes Pochen an die Thüre unterbrochen.

Der Sekretär stand auf, wollte sehen, wer pochte, blieb einen Augenblick draussen, und kam dann mit zwei Briefen in der Hand zurück, indem er sagte:

„Die Frau Prinzessin hat die Abreise einer Stafette benützt, um zu senden . . .“

„Geben Sie mir den Brief der Prinzessin!“

rief Rodins Gebieter aus, ohne ihn vollenden zu lassen.

„Endlich werde ich Nachrichten von meiner Mutter bekommen!!!“ fügte er bei.

Kaum hatte er einige Zeilen dieses Briefes gelesen, als er erblaßte; seine Züge drückten alsogleich ein tiefes und schmerzliches Staunen, ein folterndes Weh aus.

„Meine Mutter!“ — rief er aus. „Oh! mein Gott! meine Mutter!“

„Sollte sich irgend ein Unglück ereignet haben?“ fragte Rodin mit bestürzter Miene, indem er bei dem Ausrufe seines Gebieters sich erhob.

„Ihre Genesung war trügerisch,“ erwiederte jener niedergeschlagen, — „sie ist nun wieder in einen fast verzweifelten Zustand zurückgesunken; dennoch glaubt der Arzt, daß meine Anwesenheit sie vielleicht retten könnte; denn sie ruft unaufhörlich nach mir; sie möchte mich zum letztenmale sehen, um ruhig sterben zu können . . . Oh, dieß ist eine heilige Sehnsucht . . . Nicht zu ihr eilen, wäre Muttermord . . . Mein Gott, wenn ich nur früh genug ankomme! . . . Von hier bis zum Landgute der Prinzessin, braucht man fast zwei Tage, wenn man auch Tag und Nacht reiset.“

„Ah! mein Gott! . . Welches Unglück!“ erwiederte Rodin, die Hände faltend, und die Augen zum Himmel erhebend . . .

Sein Gebieter klingelte heftig, und befahl einem betagten Diener, der die Thüre öffnete:

„Leg schnell in ein Behältniß meines Reisewagens, was ich dringend nöthig habe. Der Hausmeister soll ein Cabriolet besteigen, und mir schleunigst Postpferde holen . . . In einer Stunde muß ich abgereiset sein."

Der Diener entfernte sich eilig.

„Meine Mutter . . . . meine Mutter . . . . sie nicht mehr wiedersehen? . . . . Oh! dieß wäre entsetzlich!" rief er aus, gramgebeugt auf einen Stuhl sinkend, und sein Antlitz mit den Händen verhüllend.

Dieser heftige Schmerz war aufrichtig; er liebte seine Mutter zärtlich; dieses göttliche Gefühl hatte ihn bisher unveränderlich und rein, durch alle Wandelungen seines oft strafbaren Lebens geleitet . . .

Nach einigen Minuten wagte es Rodin, seinem Gebieter den zweiten Brief zu zeigen, und zu sagen:

„Auch hat man so eben diesen da von Seite des Herrn Duplessis gebracht: er ist sehr wichtig . . . und sehr dringend . . ."

„Sehen Sie, was er enthält, und beantworten Sie ihn . . . ich habe meinen Kopf nicht beisammen . . ."

„Dieser Brief ist vertraulich . . ." — sagte Rodin, ihn seinem Gebieter überreichend . . . „ich kann ihn nicht öffnen . . . wie Sie aus dem Zeichen des Umschlages ersehen . . ."

Bei dem Anblicke dieses Zeichens nahmen die Züge von Rodins Gebieter einen unerklärbaren Ausdruck von Scheue und Ehrfurcht an; mit zitternder Hand erbrach er das Siegel.

Dieses Billet enthielt diese einzigen Worte:

„Da jedes Geschäft aufhört... ohne eine Minute zu verlieren . . . reisen Sie . . . und kommen Sie . . . Herr Duplessis wird Ihr Stellvertreter seyn; er hat die Befehle."

„Großer Gott!" rief dieser Mann verzweiflungsvoll aus. — „Reisen, ohne meine Mutter wieder zu sehen... Aber das ist entsetzlich . . . das ist unmöglich . . . das heißt sie vielleicht tödten . . . ja . . . dieß wäre ein Muttermord . . ."

Indem er diese Worte sprach, verweilten seine Augen zufällig auf der ungeheuern, mit kleinen, rothen Kreuzen bezeichneten Erdkugel.

Bei diesem Anblicke trat in seinem Wesen eine rasche Veränderung ein; er schien die Lebhaftigkeit seiner Sehnsucht zu bereuen; nach und nach wurde sein, obgleich trauriges Gesicht, wieder ruhig und ernst.

Er gab den verhängnißvollen Brief seinem Sekretär, und sagte zu ihm mit einem unterdrückten Seufzer:

„Unter seiner laufenden Nummer einzureihen."

Rodin nahm den Brief, schrieb eine Nummer darauf, und legte ihn in eine besondere Mappe.

Nach kurzem Schweigen fuhr sein Gebieter fort:

„Sie werden die Befehle des Herrn Duplessis empfangen, und mit ihm arbeiten. Sie werden ihm die Note in Bezug auf die Angelegenheit der Medaillen zustellen; er weiß, an wen sie zu adressiren ist; Sie

werden nach Batavia, Leipzig und Charlestown in dem von mir angegebenen Sinne antworten: um jeden Preis die Töchter des Generals Simon verhindern, Leipzig zu verlassen; die Ankunft Gabriels in Paris beschleunigen, und für den wenig wahrscheinlichen Fall, daß Prinz Djalma nach Batavia käme, Herrn Josué van Daël sagen, daß man auf seinen Eifer und Gehorsam zähle, ihn dort zurückzuhalten."

Und jener Mann, der in dem Augenblicke, wo seine sterbende Mutter vergebens nach ihm rief, eine solche Kaltblütigkeit bewahren konnte, kehrte in sein Zimmer zurück.

Rodin beschäftigte sich mit den Antworten, die man ihm so eben anbefohlen, und schrieb sie in geheimen Zeichen um. Nach drei Viertelstunden hörte man das Schellengeläute der Postpferde.

Der alte Diener trat nach bescheidenem Klopfen ein.

„Der Wagen ist angespannt," meldete er.

Rodin nickte mit dem Kopfe; der Diener ging hinaus.

Der Sekretär klopfte nun an die Thüre des Zimmers seines Gebieters.

Dieser trat heraus, immer ernst und kalt, aber von erschrecklicher Blässe; er hielt einen Brief in der Hand.

„Für meine Mutter . . ." sagte er zu Rodin, — „Sie werden sogleich einen Kurier absenden . . ."

„Auf der Stelle . . ." — versetzte der Sekretär.

„Daß die drei Briefe nach Leipzig, Batavia

und Charlestown heute noch mit der gewöhnlichen Gelegenheit fortgehen; das ist von höchster Wichtigkeit. Sie wissen es."

Dieß waren die letzten Worte dieses Mannes . . . Mit unbarmherzigem Gehorsame unbarmherzige Befehle vollziehend, reisete er wirklich ohne den Versuch ab, seine Mutter zu sehen.

Sein Sekretär begleitete ihn ehrerbietig bis zu seinem Wagen.

„Welchen Weg, mein Herr?" fragte der Postillion, sich auf seinem Sattel umkehrend.

„Den Weg nach Italien!! . . ." antwortete Rodins Herr, ohne einen herzzerreißenden Seufzer unterdrücken zu können, der wie Schluchzen klang.

. . . .

Als die Pferde im Galoppe den Wagen entführten, machte Rodin eine tiefe Verbeugung; dann trat er wieder in das große, kalte und nackte Gemach.

Haltung, Physiognomie und Gang dieses Menschen schienen plötzlich verändert.

Wie von erhöhter Gestalt, war er nicht mehr ein Automat, welchen demüthiger Gehorsam maschinenmäßig in Thätigkeit setzte; seine bis jetzt theilnahmlosen Züge, sein bis jetzt fortwährend verschleierter Blick, belebten sich plötzlich, und verriethen eine teuflische Arglist; ein sardonisches Lächeln krampfte seine winzigen bleichen Lippen, und eine unselige Befriedigung heiterte diese leichenhafte Larve auf.

Auch er blieb vor der ungeheuern Erdkugel stehen. Auch er betrachtete sie schweigend, wie sie sein Gebieter betrachtet hatte.

. . Dann sich über diesen Globus beugend, mit seinen Armen ihn, so zu sagen, umschnürend . . . einige Augenblicke mit seinem Schlangenauge brütend, zog er über die glatte Oberfläche der Weltkarte seinen knorrigen Finger, und tupfte nacheinander mit seinem langen und schmutzigen Nagel drei mit kleinen rothen Kreuzen bezeichnete Stellen.

So oft er eine von diesen in so verschiedenen Ländern liegenden Städten bezeichnete, nannte er sie ganz laut mit einem widrigen Hohnlächeln:

Leipzig . . .

Charlestown . . .

Batavia . . .

Dann fügte er bei:

„In jeder von diesen, so weit von einander entfernten drei Städten, giebt es Personen, die sich's nicht träumen lassen, daß von hier, von dieser kleinen, unbekannten Straße, vom Hintergrunde dieses Zimmers aus, die Augen auf sie gerichtet sind . . . daß man allen ihren Bewegungen folgt . . . daß man alle ihre Handlungen weiß . . . und daß von hier neue Instruktionen ausgehen, welche sie betreffen, und unerbittlich vollzogen werden . . . denn es handelt sich von einem Interesse, das eine mächtige Rückwirkung auf Europa . . auf die Welt haben kann . . . Aber

zum Glücke haben wir Freunde in Leipzig, Charlestown und Batavia."

Dieser kleine, alte, schmutzige, schlechtgekleidete Mann mit der grün und gelben Todtenlarve, der so eben, so zu sagen, auf diesem Globus gekrochen, schien noch furchtbarer, als sein Gebieter war, da dieser, aufrecht und stolz, gebieterisch seine Hand über diese Welt ausgestreckt hatte, welche er durch Hochmuth und Kühnheit schien beherrschen zu wollen.

Der Eine glich dem Adler, welcher über seiner Beute schwebt ... der Andere einer Schlange, die ihr Opfer in unentwirrbarer Umschlingung festhält ...

Nach einigen Augenblicken näherte sich Rodin seinem Schreibpulte, sich hastig die Hände reibend, und schrieb folgenden Brief mit Hülfe einer besondern, seinem Gebieter unbekannten Geheimschrift.

„Paris, 9 ¾ Uhr Morgens.

„Er ist abgereiset ... aber er war unschlüssig!!

„Als er den Befehl erhielt, rief ihn seine sterbende „Mutter an ihre Seite; er konnte sie vielleicht, sagte „man ihm, durch seine Anwesenheit retten ... Daher „hat er ausgerufen: „„Nicht zu meiner Mutter eilen ... „dieß wäre Muttermord!""

„Dennoch ist er abgereiset! ... aber er war un„schlüssig ...

„Ich überwache ihn immer ...

„Diese Zeilen werden in Rom zu gleicher Zeit an„kommen, wie er ..."

„P. S. Sagen Sie dem Cardinal-Prinzen, daß er „auf mich zählen kann, daß er aber auch seinerseits mir „thätig diene."

Nachdem Rodin diesen Brief zusammengelegt und versiegelt hatte, steckte er ihn in seine Tasche.

Es schlug zehn Uhr.

Dieß war Herrn Rodins Frühstückstunde.

Er ordnete und verschloß seine Papiere in einer Schublade, deren Schlüssel er mit sich nahm, bürstete mit dem Elbogen seinen alten, schmierigen Hut, nahm einen ganz zerflickten Regenschirm in die Hand, und ging fort. [1])

. . . .

Während jene zwei Männer im Innern der unbekannten Behausung ein listiges Gewebe spannen, womit die sieben Abkömmlinge einer einst geächteten Fa-

---

[1]) Nach der Berufung auf die ausgezeichneten und muthigen Briefe des Herrn Libri, und das vortreffliche, von Herrn Paulin herausgegebene Werk, ist es unsere Pflicht, auch der kühnen und gewissenhaften Arbeiten über die Gesellschaft Jesu zu erwähnen, erst kürzlich von den Herren Dupin dem Aeltern, Michelet, Ed. Quinet, Génin, und dem Grafen von Saint-Priest der Oeffentlichkeit übergeben; Werke von hoher und unpartheilicher Intelligenz, worin die unseligen Theorien dieses Ordens so bewundernswürdig enthüllt und gezüchtiget sind. Wir würden uns glücklich schätzen, unsern Stein zu dem mächtigen, und, hoffen wir es, dauerhaften Damme tragen gekonnt zu haben, welchen diese edelmüthigen Herzen, diese erhabenen Geister, gegen eine unreine und immer drohende Woge aufgeworfen haben.

E. S.

milie sollten umgarnt werden, . . . gedachte ein wundersamer, geheimnißvoller Vertheidiger, diese Familie zu beschützen, die auch die seinige war.

Siebenzehntes Kapitel.

Epilog. — Der ewige Jude.

Die Gegend ist ländlich und wild . . .

Ein hoher Hügel, bedeckt mit ungeheuern Sandsteinblöcken, zwischen denen hie und da Birken und Eichen mit schon herbstvergilbtem Blätterschmucke emporragen; diese großen Bäume wiederspiegeln sich im Rosenschimmer des Abendhimmels, womit ihn die scheidende Sonne beleuchtet hat; ähnlich dem Abglanze eines Brandes.

Von dieser Höhe taucht das Auge in ein tiefes, schattiges, fruchtbares, durch einen leichten Dunst, den Niederschlag des dichten Abendnebels, halb verschleiertes Thal . . . Die fetten Wiesen, die Gehölze mit reichbelaubten Bäumen, die ihrer reifen Aehren entbürdeten Felder, verschwimmen in eine düstere, eintönige Farbe, im grellen Gegensatze zur bläulichen Klarheit des Himmels.

Glockenthürme von grauem Steine oder Schiefer, strecken ihre scharfen Thurmspitzen aus der Tiefe dieses

Thales in die Höhe . . . . denn mehrere Dörfer liegen dort zerstreut, eine lange Straße säumend, die von Norden nach Westen führt.

Dieß ist die Stunde der Ruhe, die Stunde, wo gewöhnlich die Fensterscheibe jeder Hütte durch die auf dem ländlichen Herde freudig prasselnde Flamme sich erhellt, und weithin durch Schatten und Baumschlag funkelt, während aus den Schornsteinen Rauchsäulen langsam zum Himmel aufsteigen.

Und dennoch, eine befremdende Sache, möchte man sagen, daß in dieser Gegend alle Herde ausgelöscht und öde seien.

Noch befremdender, noch trauriger erscheint das Leichengeläute von allen Glockenthürmen . . .

Es ist, als ob die Thätigkeit, die Bewegung, das Leben, nur noch von dem Schwunge der weithin kläglich dröhnenden Glocken ausgehe.

Doch, siehe! o in diesen, vor Kurzem noch dunklen Dörfern, beginnen Lichter sich zu regen . . .

Diese Helle ist nicht das Leuchten der lebhaft und lustig prasselnden Flamme des ländlichen Herdes . . . Sie ist röthlich wie Hirtenfeuer, das durch den Nebel schimmert . . .

Und dann bleiben auch diese Lichter nicht unbeweglich. Sie wandeln langsam gegen den Friedhof jeder Kirche.

Dann verdoppelt sich das Leichengeläute; die Luft zittert unter den hastigen Schwingungen der Glocken,

und, in seltenen Pausen, tönen Grabgesänge, immer schwächer werdend, bis zum Gipfel des Hügels hinauf.

Warum so viele Leichenbegängnisse?

Was ist dieß für ein Thal der Verwüstung . . . worin die friedlichen Lieder, die der schweren täglichen Arbeit folgen... durch Grabgesänge verdrängt sind?... worin die Abendruhe in ewige Ruhe sich verwandelt?

Was ist dieß für ein Thal der Verwüstung, worin jedes Dorf so viele Todte zugleich beweint, und sie zur selben Stunde, in der nämlichen Nacht begräbt?

Ach! weil die Sterblichkeit so rasch, so groß, so erschrecklich ist, daß die Hände kaum hinreichen, die Todten zu begraben . . . Während des Tages bannt eine harte und gebieterische Arbeit die Ueberlebenden an die Scholle, und nur am Abend, vom Felde heimgekehrt, können sie, von Müdigkeit erschöpft, diese andern Furchen graben, worin ihre Brüder, gedrängt wie die Samenkörner im Ackerlande, ruhen sollen.

Und nicht dieses Thal allein ist von einer solchen Verwüstung heimgesucht.

Im Laufe unseliger Jahre haben viele Dörfer, viele Schlösser, viele Städte, viele unermeßliche Länder, ihre Herde ausgelöscht und öde gesehen, wie dieses Thal.

Haben, wie dieses Thal, die Freude von der Trauer, den Festjubel von Grabgeläute verdrängen sehen . . .

Haben, wie dieses Thal, viele Todte am nämlichen Tage beweint, und sie in der Nacht bei düsterm Fackelschimmer eingescharret . . .

Denn während dieser unseligen Jahre, ist ein schrecklicher Reisender langsam über die Erde geschritten, von einem Pole zum andern . . . aus der Tiefe von Indien und Asien. . . zu den Eisgefilden von Sibirien. . . von den Eisgefilden Sibiriens bis zu den Sandküsten des französischen Oceans.

Dieser Reisende, geheimnißvoll wie der Tod, langsam wie die Ewigkeit, unversöhnlich wie das Schicksal, schrecklich wie die Hand Gottes . . . war . . .

Die Cholera!!..

. . . .

Das Dröhnen der Glocken und die Grabgesänge stiegen immer aus der Tiefe des Thales zum Gipfel des Hügels hinauf, wie eine große wehklagende Stimme...

Von Ferne sah man immer durch den dichten Abendnebel den Schein der Leichenfackeln . . .

Noch währte die Dämmerung. Eine wunderliche Tagszeit, welche den deutlichsten Gebilden einen unbestimmten, unfaßbaren, fantastischen Ausbruch verleiht. . .

Doch der sonore Steinboden des Berges hat unter einem langsamen, gleichmäßigen und festen Schritte wiederhallt . . . Mitten zwischen den schwarzen Baumstämmen ist ein Mann gegangen.

Seine Gestalt war hoch; sein Kopf auf die Brust gesenkt; sein Gesicht edel, sanft und traurig . . . Seine Augenbrauen, unter sich vereint, reichten von einer Schläfe zur andern, und schienen seine Stirne mit einem verhängnißvollen Kennzeichen zu streifen . . .

Dieser Mann schien die fernen Nachklänge so vieler Todtenglocken nicht zu hören . . . und doch herrschten zwei Tage früher die Ruhe, das Glück, die Gesundheit, die Freude in diesen Dörfern, die er langsam durchschritten hatte, und dann düster und verwüstet hinter sich ließ.

Doch dieser Reisende setzte seinen Weg fort, in Gedanken versunken.

„Der 13. Februar naht heran —“ dachte er — „sie nahen heran ... diese Tage, wo die Abkömmlinge „meiner vielgeliebten Schwester, diese letzten Sprößlinge „unsers Stammes in Paris vereiniget seyn sollen . . .

„Ach! zum drittenmale seit hundert fünfzig Jahren, „hat die Verfolgung sie über die ganze Erde zerstreut, „diese Familie, der ich mit Zärtlichkeit von Zeitalter „zu Zeitalter, während achtzehn Jahrhunderte folgte... „inmitten ihrer Wanderungen, ihrer Verbannungen, ih„rer Wechsel der Religion, des Glückes und des Na„mens!

„Oh! welche Herrlichkeiten, welche Erniedrigungen, „welche Unberühmtheit, welchen Glanz, welches Elend, „welchen Ruhm, erlebte diese, meiner Schwester ent„stammende Familie, m e i n e r — des armen Handwer„kers [1])

[1]) Man weiß aus der Legende, daß der ewige Jude ein armer Schuster in Jerusalem war. Christus, sein Kreuz tragend, ging an dem Hause des Handwerkers vorbei, und bat ihn, auf der neben der Thüre befindlichen stei-

„Mit wie vielen Verbrechen hat sie sich befleckt ...
„durch wie viele Tugenden sich geehret!

„Die Geschichte dieser einzigen Familie . . . ist die
„Geschichte der ganzen Menschheit!

„So viele Generationen durchwandelnd, hat das
„Blut meiner Schwester, in den Adern des armen und
„Reichen, des Monarchen und des Banditen, des Weisen
„und des Thoren, der Memme und des Helden, des
„Heiligen und des Gottesläugners, bis auf unsere Zeit
„sich fortgepflanzt.

„Was ist von dieser Familie noch übrig?

„Sieben Sprößlinge.

„Zwei verwaisete Töchter einer geächteten Mutter,
„und eines geächteten Vaters.

„Ein entthronter Prinz;

„Ein armer Missionspriester;

„Ein Mann vom Mittelstande;

„Ein junges Mädchen von berühmtem Namen und
„großem Vermögen;

„Ein Handwerker.

---

nernen Bank einen Augenblick ausruhen zu dürfen. — „Fort! . . . Fort! . . .“ antwortete der Jude ihm hartherzig, indem er ihn zurückstieß. „Du wirst bis zum Ende der Jahrhunderte fortgehen.“ — erwiederte ihm Christus mit ernstem und traurigem Tone. — Näheres enthält die beredte und gelehrte Notiz von Herrn Charles Magnin, welche dem herrlichen Epischen Gedichte „Ahasverus“ von Herrn Ed. Quinet voransteht. E. S.

„Sie alle wiederholen die Tugenden, den Muth,
„die Erniedrigungen, den Glanz, das Elend unsers
„Stammes!

„Sibirien . . . Indien . . . Amerika . . . Frank-
„reich . . . dahin hat das Schicksal sie geschleudert!

„Eine innere Regung mahnt mich, so oft ein Mit-
„glied meiner Familie in Gefahr schwebt . . . dann
„geh ich von Norden nach Süden . . . von Osten nach
„Westen zu ihnen . . . ich gehe zu ihnen . . . gestern
„auf dem Eise des Nordpols, heute in einer gemäßig-
„ten Zone . . . morgen in tropischer Gluth; aber oft,
„ach! im Augenblicke, da meine Anwesenheit sie retten
„könnte, stoßt mich eine unsichtbare Hand fort, die
„Windsbraut reißt mich dahin, und . . .

„„Fort! . . Fort! . . . .

„Könnte ich wenigstens mein Vorhaben vollenden! . .

„Fort! . . .

„Nur eine Stunde! . . eine Stunde Rast! . . .

„Fort! . .

„Ach! ich verlasse jene, die ich liebe, am Rande
„des Abgrundes! . . .

„Fort! . . Fort! . . .

„Dieß ist meine Strafe . . . Wenn sie groß ist . . .
„mein Verbrechen war noch größer! . .

„Das Unglück hat mich, den Entbehrungen und
„dem Elende preisgegebenen Handwerker, böse gemacht . . .

„Oh! verflucht . . . verflucht sei der Tag, an wel-
„chem, da ich mürrisch, feindselig, verzweiflungsvoll ar-

„beitete, weil ungeachtet meiner mühsamen Anstrengung
„die Meinigen an Allem Mangel litten . . . Christus
„an meiner Thüre vorübergegangen ist! Von Beschim-
„pfungen verfolgt, mit Schlägen überhäuft, mühevoll
„sein schweres Kreuz tragend, bat er mich, einen Au-
„genblick auf meiner steinernen Bank ruhen zu dür-
„fen . . . Seine Stirne rieselte, seine Füße bluteten;
„er brach unter der Last zusammen . . . und mit herz-
„zerreißender Sanftmuth sagte er zu mir:

„„Ich leide! . .““

„Und ich leide auch . . .“ antwortete ich ihm, in-
„dem ich mit Zorn und Härte ihn zurückstieß, — „ich
„leide, aber Niemand kommt mir zu Hülfe . . . Die
„Unbarmherzigen . . . machen Unbarmherzige! . .
„Fort! . . . Fort! . . .

„Dann seufzte er schmerzlich und sagte;

„„Und Du, Du wirst unaufhörlich fortgehen
„„bis zu Deiner Erlösung; so will es Gott,
„„der im Himmel ist.““

„Und damit hat meine Strafe begonnen . . .

„Zu spät hab' ich die Augen dem Lichte geöffnet...
„zu spät die Reue, zu spät die Liebe kennen gelernt,
„zu spät endlich jene göttlichen Worte desjenigen be-
„griffen, den ich beschimpfte, jene Worte die das Ge-
„setz des ganzen menschlichen Geschlechtes werden sollten:

„Liebet einander!

„Vergebens hab' ich seit Jahrhunderten, um meine
„Verzeihung zu verdienen, meine Kraft und Beredsam-

„keit auf diese himmlischen Worte stützend, grimm- und „neidverhärtete Herzen in mitleidige und liebevolle Her- „zen umgewandelt; vergebens hab' ich viele Seelen mit „heiligem Abscheu vor Unterdrückung und Ungerechtig- „keit entflammt . . .

„Der Tag der Gnade ist noch nicht gekommen! . . .

„Und wie der erste Mensch durch seinen Sündenfall „seine Nachkommenschaft dem Unglücke überliefert hat, „könnte man sagen, daß ich, der Handwerker, die Hand- „werker ewigen Leiden preisgegeben habe, und daß sie „für mein Verbrechen büßen: denn sie allein sind seit „achtzehn Jahrhunderten nicht erlöset worden . . .

„Seit achtzehn Jahrhunderten sagen die Mächtigen „und Glücklichen zu diesem Volke von Arbeitern, was „ich zu dem flehenden und leidenden Christus gesagt „habe:

„Fort! . . . Fort! . . .

„Und dieses Volk, wie er unter der Last zusam- „menbrechend, wie er ein schweres Kreuz tragend . . . „spricht, wie er, mit bitterer Traurigkeit:

„Oh! aus Erbarmen . . . einige Augenblicke Rast . . . „wir sind erschöpft . . ."

„Fort!!"

„Aber wenn wir vor Elend sterben, was soll aus „unsern kleinen Kindern und alten Müttern werden?"

„Fort! . . . Fort! . . .

„Und seit Jahrhunderten, gehen wir fort, sie und

„ich, und leiden wir, ohne daß eine liebevolle Stimme „zu uns sagte: **Genug!!!**

„Ach . . . dieß ist meine Strafe . . . sie ist un„ermeßlich . . . sie ist doppelt . . .

„Ich leide im Namen der Menschheit, indem ich „elende Bevölkerungen sehe, rastlos unter dem Joche „harter und undankbarer Arbeiten.

„Ich leide im Namen meiner Familie, da ich, arm „und herumirrend, den Meinigen, den Sprößlingen einer „geliebten Schwester, nicht immer zu Hülfe kommen „kann.

„Aber wenn der Schmerz meine Kräfte übersteigt . . . „wenn ich für die Meinigen eine Gefahr ahne, von der „ich sie nicht retten kann, dann sucht mein Gedanke, „durch alle Welttheile schreitend, jene wie ich verfluchte „Frau . . . jene Königstochter [2]), die, wie ich der „Handwerker, fortgeht . . . fortgeht, und fortgehen „wird bis zum Tage ihrer Erlösung . . .

„Einmal nur in jedem Jahrhunderte, wenn zwei „Planeten in ihrer hundertjährigen gemeinsamen Be„wegung sich nähern . . . kann ich jene Frau treffen . . . „während der verhängnißvollen Charwoche.

---

[2]) Nach einer sehr wenig bekannten Legende, die wir dem schätzbaren Wohlwollen des Herrn Maury, des gelehrten Unterbibliothekars des Instituts verdanken, wurde Herodias verurtheilt, bis zum Tage des jüngsten Gerichtes herumzuirren, weil sie den Tod des heiligen Johannes des Täufers begehrt hatte.

E. S.

„Und nach dieser Zusammenkunft voll schrecklicher „Erinnerungen und unermeßlicher Schmerzen, setzen „wir wieder, gleich Irrsternen, unsern endlosen Gang „fort. . . .

„Und diese Frau, die einzige, welche, wie ich, bei „dem Ende eines jeden Jahrhunderts gegenwärtig ist, „ausrufend: Noch! . . . diese Frau antwortet meinem „Gedanken von einem Ende der Welt zum andern . . .

„Sie, die Einzige, welche auf der Welt mein schreck„liches Schicksal theilt, hat auch das einzige Interesse „theilen wollen, welches im Laufe der Jahrhunderte „mein Trost gewesen . . . Auch sie liebt jene Spröß„linge meiner geliebten Schwester . . . auch sie be„schützt dieselben. Auch sie wandelt vom Aufgange „zum Niedergange, von Norden nach Süden . . . sie „geht . . . sie kommt an . . .

„Aber ach! die unsichtbare Hand stoßt auch sie fort . . . die Windsbraut reißt auch sie dahin. Und:

„Fort! . . .

„Könnte ich wenigstens mein Vorhaben vollenden," sagt auch sie.

„Fort! . . .

„Eine Stunde . . . nur eine Stunde Rast!

„Fort!

„Ich verlasse jene, die ich liebe, am Rande des Abgrundes . . .

„Fort! . . . Fort!! . . .

. . . .

Während dieser Mann so allein auf dem Berg ging, in seine Gedanken versunken, schwoll die bish leise Abendluft an, der Wind wurde immer heftiger schon furchte der Blitz die Wolken . . . schon verkün dete dumpfes und langes Brausen das Herannahen e nes Ungewitters.

Plötzlich schauderte dieser verfluchte Mann, der w der zu weinen noch zu lächeln vermag.

Kein körperlicher Schmerz konnte ihn befallen . . und dennoch fuhr er rasch mit der Hand nach seine Herzen, als hätte ihn ein grausames Weh erfaßt . .

„Oh!" — rief er aus — „ich fühle es . . . Z dieser Stunde . . . leiden mehrere von den Meinigen . die Abkömmlinge meiner vielgeliebten Schwester, u schweben in großen Gefahren . . . Die Einen tief Indien . . . Andere in Amerika . . . Andere hier, Deutschland . . . der Kampf beginnt wieder; abscheu liche Leidenschaften sind wieder entfesselt . . . O D die Du mich hörest, Herodias, irrend und verflucht, w ich, hilf mir sie beschützen . . . daß meine Bitte D begegne inmitten der Einöden von Amerika, wo Du dieser Stunde bist! . . . Könnten wir zur rechten Z ankommen!"

Dann geschah etwas Ausserordentliches.

Die Nacht war gekommen.

Dieser Mann machte eine Bewegung, um eiligst um kehren... aber eine unsichtbare Gewalt verhinderte ihn dar und stieß ihn nach der entgegengesetzten Richtung Fo

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 1

Augsburg 1844

P.o.gall. 303 s-4,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088979-1